

NR. 377

NZZ

JANUAR 2026

FOLIO TABU



BEGINNEN SIE IHRE
EIGENE TRADITION



PATEK PHILIPPE
GENEVE

DIE CUBITUS KOLLEKTION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

EINE VOLLSTÄNDIGE LISTE DER VON PATEK PHILIPPE AUTORISIERTEN
FACHHÄNDLER FINDEN SIE AUF WWW.PATEK.COM

BASEL Seiler Juwelier | BERN Zigerli+Iff | GSTAAD Stebler Gstaad AG | KLOSTERS Maissen
LUGANO Gübelin · Somazzi SA | LUZERN Gübelin | ST. GALLEN Chronometrie Labhart | ST. MORITZ Gübelin
VADUZ/FL Huber | ZERMATT Haute Horlogerie Schindler SA | ZUG Lohri AG | ZÜRICH Beyer · Gübelin

Editorial

Das letzte Tabu wird seit Jahrzehnten ausgerufen. Und immer wird es gebrochen, gejagt, gestürzt, zerschlagen, bekämpft. Mal ist es die Krankheit, der Kleinkredit oder das Beziehungsproblem, mal die deutsch-deutsche Frage, die WC-Dusche oder die Einführung von Autoreisezügen.

Unsere Lust am Verbotenen und Unaussprechbaren ist unstillbar. Wenn gerade nichts Safftigeres zur Hand ist, erklären wir auch Banalitäten des Alltags zu Tabus, die wir dann gleich wieder mutig brechen.

Es gehört zu den Illusionen unserer Zeit, dass wir glauben, die Vernunft habe ihr die Tabus ausgetrieben. Dabei hätte uns längst auffallen müssen: Wenn eines der letzten Tabus seinem Namen gerecht geworden wäre, hätte darauf keines mehr folgen dürfen. Doch Tabus wird es immer geben. Davon handelt dieses Heft.

Die Tabuthemen sind erstaunlich stabil: An der Spitze vieler Umfragen stehen immer wieder Sex, Tod und Geld. Die Dreifaltigkeit des menschlichen Daseins. Abgeschlagen folgen religiöse und politische Einstellungen – zumindest in westlichen Industrienationen.

Auch wir haben uns den grossen Tabuthemen gewidmet. Mein

Kollege Flurin Clalüna hat eine Familie interviewt, die einen Sohn durch Suizid verloren hat (Seite 24). Die Eltern, der Bruder und die Tante sprechen über die schwierige Zeit danach und die Frage, wie offen sie mit diesem Schicksalsschlag umgehen sollen.

Der Westschweiz-Korrespondent Matthias Sander hat eine Firma besucht, die alle Löhne ihrer Angestellten offenlegte – auch die der Chefs (Seite 18). Die Folgen waren erstaunlich: Am Anfang schaute jeder nach und verglich, doch schon bald verpufften die Pausengespräche über den Lohn. Mit der Lohntransparenz sei es wie mit der Freiheit, sagt ein Mitarbeiter: Wenn man sie nicht habe, suche man sie verzweifelt. Und wenn man sie habe, kümmere man sich nicht mehr gross um sie.

Barbara Klingbacher schliesslich porträtiert einen ungewöhnlichen Unternehmer, der es mit einem ganz besonderen Tabu zu tun bekam: dem Essen von Insekten (Seite 36). Im festen Glauben, den Nerv der Zeit zu treffen, gründete er 2018 eine Firma, die Insekten als Nahrung anbot. Doch dann musste er merken, dass er gegen den härtesten Gegner seines Lebens angetreten war: gegen den Ekel. *Reto U. Schneider*

IMPRESSUM

Redaktion

Aline Wanner (Leitung),
Reto U. Schneider (Stv.),
Flurin Clalüna, Barbara Klingbacher,
Giorgio Scherrer

Gestaltung

Patrick Savolainen (Art Direction),
Isabella Hager (Bildredaktion)

Autoren

Birgit Schmid, Matthias Sander,
Vincent Muller, Ulrich von Schwerin,
Olivia Meyer, Adam Sharp, Michael
Jeismann, Gudrun Sachse, Ingrid
Feigl, Jörg Boner, Marius Buhl,
Sven Michaelson

Adresse Redaktion und Verlag

NZZ Folio, Falkenstrasse 11
Postfach, CH-8021 Zürich
Tel. +41 44 258 11 11
E-Mails an die Redaktion:
vorname.nachname@nzz.ch
folio.nzz.ch

Chefredaktor

Eric Gujer

Anzeigenverkauf

NZZone
Neue Zürcher Zeitung AG
Falkenstrasse 11
Postfach, CH-8021 Zürich
Telefon +41 44 258 16 98
Fax +41 44 258 13 70
sales@nzzzone.ch
Gabriela Holenstein,
Product Manager
Telefon +41 44 258 13 78
gabriela.holenstein@nzzzone.ch
Verbreitete Auflage: 61 634 Ex.
(Wemf 2024)

Leserservice

Tel. +41 44 258 10 00
Fax +41 44 258 18 39
leserservice@nzz.ch
nzz.ch/leserservice

Jahresabonnements (inkl. MWSt)

NZZ Folio wird der Inlandauflage
der «Neuen Zürcher Zeitung»
beigelegt. Den Auslandabonnenten
der NZZ wird es separat zugestellt.
NZZ Folio (inkl. digitaler Ausgabe):
72 Fr. (Schweiz)
76 € (Ausland)
NZZ Folio erscheint seit 1991.

Einzelheftbestellung

(inkl. MWSt)
13.10 Fr. (Schweiz und Ausland)

Bestellen

folio.nzz.ch/heftbestellung

Litho und Druck

Firmengruppe APPL, appl druck,
Wemding (DE)

Das Unternehmen NZZ

Felix Graf (CEO)

© Verlag NZZ Folio,
2026 (ISSN 1420-5262).
Alle Rechte vorbehalten. Jede Ver-
wendung der redaktionellen Texte
(besonders ihre Vervielfältigung,
Verbreitung, Speicherung und
Bearbeitung) bedarf der schriftlichen
Zustimmung durch die Redaktion.
Ferner ist diese berechtigt, ver-
öffentlichte Beiträge in eigenen
gedruckten und elektronischen
Produkten zu verwenden oder eine
Nutzung Dritten zu gestatten.

TABU

6 «Der Anus ist ein magischer Ort: Er ist vom Teufel besessen»
Der Historiker Franz X. Eder erklärt, wie Tabus die Sexualität regulieren.

BIRGIT SCHMID

12 Darf man so lieben?
Männer, die mit Puppen leben: Bilder einer ungewöhnlichen Beziehung.

VINCENT MULLER

18 Der Lohn der anderen
In dieser Firma weiss jeder, wer wie viel verdient – und warum.

MATTHIAS SANDER

24 «Es ist traurig, bist du nicht mehr da. Wir vermissen dich. Willst du mir jetzt sagen, warum?»
Eine Familie spricht über ihr Leben nach Matteos Suizid.

FLURIN CLALÜNA

36 Keine Schmetterlinge im Bauch
Jean-Yves Cuendet verkauft Insekten als Nahrung. Ein schwieriges Geschäft.

BARBARA KLINGBACHER

41 Du weisst schon wer ...
Jesus, Adolf, Lana und Alexa: Wie Vornamen tabu werden.

RETO U. SCHNEIDER



12 So bewegend wie verstörend: Männer, die sich in Silikonpuppen verlieben.



18 Ist es gut, zu wissen, wie viel die Bürokollegen verdienen? Oder doch nicht?



60 Aline Bot will die Sportart Skiballett wieder zum Leben erwecken.

44 HALLO TAXI

Hemlal Yadav
aus Mumbai

45 ZÜRCHER ZUSTÄNDE

Katzenkunst
am Bau

45 VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

«Hässlich wie Salat»

46 IM GESPRÄCH

«Manche haben das Verbrechen nur begangen, um endlich beachtet zu werden»

Gerichtszeichnerin *Linda Graedel* schaut Mördern immer zuerst auf die Füße.

52 ESSAY

Grenzenlose Liebe
Historiker *Michael Jeismann* über Ehepartner aus verschiedenen Ländern.

55 DAS EXPERIMENT

Ameisen
auf Stelzen

56 WER WOHT DA?

Ein Velofahrer?
Eine Beamtin?

59 DAS BESTE DER BESTEN

Pulver gut
Ex-Skirennfahrer *Pirmin Zurbriggen* über seine Lieblingspisten.

60 SUISSE MINIATURE

Die letzte
Schneetänzerin

64 MEINE BÜCHER

Dagmar Rösler,
oberste Lehrerin
der Schweiz

64 BEZIEHUNGSSTATUS: ON/OFF

Jan erkannte
Anna nicht wieder

65 20 FRAGEN ÜBERS AUSSEHEN

Schönheit oder
eine Million:
Was nehmen Sie?

66 UELI JOHNER

Tabu

«Der Anus ist ein magischer Ort: Er ist vom Teufel besessen»

NZZ FOLIO – NR. 377

Der Historiker *Franz X. Eder* erklärt, wie Tabus Sexualität regulieren und Gesellschaften

6 prägen – von der Antike bis heute. Von *Birgit Schmid*

Herr Eder, angenommen, zwei befreundete Paare sitzen gemütlich bei einem Nachtessen, man spricht angeregt über alles Mögliche, nur nicht über das Sexleben. Warum ist es in unserer aufgeklärten Gesellschaft tabu, über den Sex von letzter Nacht zu reden, darüber, in was für einer Stellung man es tat und ob es toll war?

Die Sexualität betrifft einen Bereich des Lebens, der in unserem Inneren, Eigenen liegt und zum innigsten Teil einer Beziehung zwischen zwei Menschen gehört. Darüber spricht man nicht mit jedem, wobei man sexuelle Geschichten und Phantasien mit engen Freunden eher teilt als bei der Familienfeier zu Weihnachten.

Aber warum? Behalten wir solche intimen Erlebnisse vielleicht dem Frieden zuliebe für uns, um in einer geselligen Runde keine Konkurrenzsituation entstehen zu lassen?

Das Reden über Sex kann tatsächlich zu heftigen emotionalen Ausbrüchen führen, vielleicht auch zu Rivalitäten. Es kann peinlich sein oder Neid und Angst hervorrufen. Was sich jedenfalls sagen lässt: Sprachregeln sind ein wichtiges Kennzeichen von Tabus, dazu gehört das Schweigen.

Ungewöhnlich dabei ist, dass das Machen nicht tabuisiert ist, das Sprechen aber schon – obwohl alle wissen, dass es alle tun.

Das hat sicher auch mit der Sozialisation zu tun und mit dem sozialen Milieu. In manchen Kreisen ist das Sprechen über Sex ein Gebot, in anderen heisst es: Darüber spricht man nicht. Seit dem Christentum mit seiner strengen Sexualmoral gibt es eine lange Tradition der Tabuisierung des Sexuallebens in der Öffentlichkeit. Da sind wir noch drin, auch wenn Sex in unserem Alltag omnipräsent ist.

Das Reden über das eigene sexuelle Erleben hat sich also schon gelockert?

Das Reden über Sex veränderte sich ab den 1960er und 1970er Jahren. Es ging nun darum, gegen die Tabus der Eltern vorzugehen und die von den älteren Generationen festgelegten Grenzen zu verletzen und zu übertreten. Ich komme aus einem katholischen Elternhaus, in dem man nicht über Sexualität redete. Als Kind wurde man nicht aufgeklärt. Erst dank der sogenannten sexuellen Befreiung änderte sich das, nun wurde etwa auch gleichgeschlechtliches Begehren sichtbar, indem die queere Gemeinschaft in der Öffentlichkeit ihr Sexualhandeln thematisierte. Dies trug dazu bei, dass die Gesetze sich änderten und Homosexualität entkriminalisiert wurde.

Sind sexuelle Tabus kontraproduktiv, da sie dazu verleiten, sie brechen zu wollen?

Nur bedingt. Die Geschichte zeigt, wie wirkmächtig Tabus sind. Tabus regeln etwas, sie gründen oft auf Gesetzen, die etwas verbieten. Im Unterschied zum Ge-

setz sind sie aber mit Sprechregeln verbunden. Sie regeln nicht nur, welche Handlungen erlaubt sind und welche nicht, sondern auch, worüber man sprechen darf. Tabus markieren die Grenze zwischen dem Realen und dem Magischen. Diese magischen Orte darf man nicht betreten oder die damit verbundenen Handlungen ausführen. Beim menschlichen Körper sind die Geschlechtsorgane solche magischen Orte, wo neben dem Guten das Schlechte lauert, wo sich der Mensch eine Zukunft gibt, wo er aber auch seine sozialen Beziehungen vernichten kann. Ist man gläubig, versündigt man sich dort. Im Christentum ist das auch die Grenze zwischen dem Natürlichen und dem Widernatürlichen innerhalb der göttlichen Ordnung.

Und Homosexualität galt als widernatürlich?

Ja. Dabei schreibt sich das Tabu im Unterschied zum Gesetz in uns ein. Es wird zu einer körperlichen Empfindung. Es löst Ekel aus, wenn die Grenze zu diesem magischen Ort überschritten wird. Durch das Belegen mit Sanktionen wird man von Scham überwältigt.

Was ist ein solch magischer Ort?

Manche Körperorte wurden immer wieder als nicht menschlich definiert. Sie sind nicht vorgesehen für die Sexualität. Das Christentum hat als Gebot formuliert: Sexualität findet zwischen Mann und Frau in der Ehe statt, mit dem Ziel, Nachkommen zu zeugen. Das ist die Norm, das entspricht der göttlichen Ordnung. Was darüber hinausgeht, passiert an widernatürlichen Orten, etwa dem Anus. Analverkehr kann nach dieser Vorstellung sowohl zwischen Mann und Frau wie auch zwischen zwei Männern oder zwischen Mensch und Tier stattfinden. Es ist der Ort, der vom Teufel besessen ist – eben ein magischer Ort. Hier verunreinigt man sich.

Homosexualität war aber nicht immer so tabuisiert. Bei den Griechen war die Liebe zwischen Männern verbreitet. Oder ist das ein Mythos?

Wir wissen, dass es gleichgeschlechtliche Sexualität und Liebe in der griechischen Antike und bei den Römern gab. In der Aristokratie und unter Kriegern liessen sich ältere Männer mit Jünglingen ein, auch freie Männer mit Sklaven. Erst das Christentum machte daraus ein Tabu. Man sprach damals von Sodomie oder widernatürlicher Unzucht. Der Begriff «Homosexualität» kam erst im 19. Jahrhundert auf.

Was musste ein Mann vor 300 Jahren befürchten, der der Sodomie beschuldigt wurde?

Im schlimmsten Fall wurden Männer verbrannt, enthauptet oder erhängt. Das geschah auch mit gleichgeschlechtlich handelnden Frauen, die sich eines Dildos bedienten und verurteilt wurden. Allerdings sind solche Fälle in Gerichtsakten bis ins 18. Jahrhundert viel seltener überliefert. Es heisst darin auch, dass man nicht zu viel Aufsehen machen und den Fall nicht in

die Öffentlichkeit bringen solle. Der Tabubruch ist eine stumme Sünde, die man möglichst nicht weiterverbreitet. Dies charakterisiert das Tabu: Man muss es irgendwie mit Sanktionen belegen, und gleichzeitig soll es unbekannt bleiben.

Dann bleibt wohl viel Wissen im Dunkeln, gerade über das sexuelle Verhalten in vergangenen Zeiten. Wie gut sind Ihre Quellen?

Es gibt von den Griechen und den Römern Gesetzestexte, mit denen sie das Sexualverhalten regulieren wollten. Sexuelle Szenen finden sich in der Mythologie und in Theaterstücken. Auch die Kirchenväter im Christentum haben fröhlich über Sex geschrieben, auch wenn sie irgendwo in einer Kartause saßen und vom Leben wenig mitbekamen. In der Frühen Neuzeit kommen die ganzen Gerichtsakten hinzu, die von sexuellem Fehlverhalten berichten. Allerdings sind dies spröde Texte und keine Kinsey-Reporte. Und natürlich geben auch die Literatur, die Kunst und die Pornografie viel her.

Was ist ein bleibendes Tabu, das bei uns weiter wirksam ist?

Zum Beispiel Sex mit Tieren, das Bestialitätstabu, heute auch Zoophilie genannt.

Gab es je eine Kultur, in der Sex mit Tieren erlaubt war?

Sex mit Tieren ist von der griechischen Antike bis heute durchgehend tabuisiert und wird im Strafrecht mit Sanktionen belegt. Wir haben Untersuchungen für das 17. und das 18. Jahrhundert aus Schweden und Norwegen, auch aus der Schweiz und Österreich. Obwohl bei Geschlechtsverkehr mit Tieren teilweise die Todesstrafe drohte, fand er statt und war gar nicht so selten.

Wer waren die Beschuldigten?

Meist handelte es sich um Jugendliche und jüngere Männer, die in wenig besiedelten Landstrichen lebten. Sie kamen aus dem bäuerlichen Milieu, Hüttenbuben auf der Alm und Hirten, die irgendwo in Nordschweden allein mit ihren Tieren waren und dabei erwischt wurden, wie sie sich an ihnen versuchten. Laut Gerichtsakten sagten sie oft: Ich habe mir nichts dabei gedacht. Ich habe mein Ding hineingesteckt, und es war angenehm, und der Nachbarsbub hat es auch gemacht.

Wie wurde das Tabu damals begründet?

Einerseits geht es wieder um das Zuwiderhandeln gegen die göttliche Natur. Andererseits wurzelten die Körpervorstellungen damals im Mittelalter. Beim Sexualverkehr mit einer Kuh oder einem Schaf kommt es zu einer Übertretung der Artengrenze. Indem die Geschlechtsorgane sich berührten, könne das Tierische auf den Mann übergehen, nahm man an. Es könnten hybride Nachkommen entstehen, ein Schaf- oder ein Kuhmensch. Solche Geschichten kursierten noch im



Franz X. Eder (67) ist emeritierter Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien. Er forscht zur Geschichte der Sexualität und schrieb mehrere Bücher, unter anderem «Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität» (Verlag C. H. Beck 2002) und zuletzt «Eros, Wollust, Sünde. Sexualität in Europa von der Antike bis in die Frühe Neuzeit» (Campus-Verlag 2021). Zurzeit schreibt er an einer Fortsetzung.

18. Jahrhundert in England: Ein Wesen, halb Tier, halb Mensch, sei geboren worden.

Das ist widerlegt. Dennoch bleibt Sex mit Tieren tabuisiert. Warum?

Diese Form der Sexualität liegt ausserhalb des normalen Spektrums, auf dem die Gesellschaft eine gesunde Sexualität und Sexualmoral definiert. Sexualität ist für die allermeisten Menschen das, was zwischen Menschen geschieht.

Könnte es dabei auch um Ekel gehen, der dem Menschen während der Evolution eingepflanzt wurde aus Furcht vor Krankheiten?

Als Historiker interessiert mich mehr, wie die Kultur solche Körpervorstellungen prägt. Lange war Blut nicht einfach eine Substanz in unserem Körper. Man glaubte, dass das Blut der Männer spirituell verunreinigt werde, wenn der männliche Samen in den weiblichen Körper komme und sich mit der Vaginalflüssigkeit oder dem Menstruationsblut vermische. Solche Ängste schwingen auch bei der Bestialität mit.

Das Verhältnis zu unseren Haustieren wird immer inniger. Wird ein Tabu wie Zoophilie eines Tages vielleicht doch noch fallen?

Das denke ich nicht.

Was sich hält, ist auch das Inzesttabu. War das immer so?

Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit wurde das Inzesttabu, also die Regel, dass man niemanden aus der eigenen Familie heiratet, sogar noch strenger gehandhabt. Die christliche Kirche gab vor, dass eine eheliche Verbindung bis zum fünften, sechsten oder

«Die Kirchenväter im Christentum haben fröhlich über Sex geschrieben.»

siebten Grad verboten war. Aber daran hielt man sich nicht immer. Wenn die Habsburger eine Cousine oder einen Cousin aus einer anderen Dynastie heiraten wollten, ersuchten sie einfach den Papst oder den Bischof um einen Dispens. Die Habsburger haben auch Geschwisterheiraten betrieben.

Wann hat sich das geändert?

Im 18. Jahrhundert wurde das Tabu gelockert. Übrig blieb das Inzestverbot zwischen Eltern und Kindern und zwischen Geschwistern. Für das neue Bildungsbürgertum, zu dem Rechtsanwälte, Pastoren oder Künstler gehörten, ergab es Sinn, dass man auch im verwandten Kreis, also auch einmal einen Cousin oder eine Cousine, heiratete.

Für das Inzesttabu spricht, dass der Nachwuchs behindert sein könnte. War die Wissenschaft damals noch nicht so weit, die Leute darüber aufzuklären?

Man hat nicht über Genetik nachgedacht, wie wir das tun. In früheren Gesellschaften ging es darum, die Blutlinie insbesondere des Adels weiterzuführen. Da war die Frage wichtig, wie sich durch Heirat die Macht und die Standesprivilegien aufrechterhalten lassen.

Zwei Geschwister, die getrennt aufwachsen und nichts voneinander wissen, treffen sich später, verlieben sich und haben Sex. Sie verhüten, damit die Frau nicht schwanger wird, sie benutzen Kondome, um sich vor Geschlechtskrankheiten zu schützen. Warum verurteilen dies die meisten Leute, ohne begründen zu können, weshalb sie Geschwisterliebe für ein Tabu halten?

Möglicherweise ist es eine genetisch eingeschriebene Tabuisierung, weil die inzestuöse Beziehung evolutionär zu viele Nachteile hat. Es könnte auch psycholo-

gisch erklärbar sein: Das gemeinsame Aufwachsen von Kindern mit ihren Eltern und Geschwistern bewirkt, dass man eine sexuelle Abneigung gegenüber nahestehenden Personen empfindet. Deshalb orientieren wir uns nach aussen und vergrössern so unseren Genpool.

Liegt vielen Tabus ein früher biologischer Mechanismus zugrunde, der im Lauf der Zeit kulturell verstärkt und zu einem moralischen Gebot wird?

Es lässt sich sicher nicht alles auf Genetik reduzieren. Tabus sind kulturell codiert. Das sieht man daran, dass sie sich auch verändern und wieder verschwinden können.

Was ist ein altes Tabu, das es heute nicht mehr gibt?

Im Zuge des Kolonialismus wurde darüber diskutiert, wie Menschen, die keine weisse Hautfarbe haben, überhaupt zustande gekommen sind. Anthropologen gingen davon aus, dass in Asien oder Afrika Menschenaffen wie Orang-Utans und Gorillas mit weissen Frauen Geschlechtsverkehr hatten. In Urzeiten, so die Annahme, sind auf diese Weise hybride Wesen, also Menschen nichtweisser Hautfarbe, entstanden.

Dann wäre das alte Tabu, dass sich Menschen verschiedener Ethnien durchmischen?

Ja. Solche rassistischen Vorurteile waren immer wieder mit im Spiel. Spanien etwa wurde im Mittelalter von muslimischen Truppen, vor allem von Arabern und Berbern, besetzt. Als sie vertrieben wurden, verurteilte man die Vermischung des Christlich-Hellen mit dem Arabisch-Dunklen. So entstand das Tabu, dass der christliche, weisse Körper mit dem spirituell unreinen, muslimischen Körper keinen sexuellen Kontakt haben darf und so die Reinheit des Blutes gesichert bleibt.

In Südafrika waren gemischte Ehen bis 1985 verboten. In arabischen Ländern wird Homosexualität noch immer bestraft. In Iran bewirkt dieses Tabu sogar, dass Schwule sich zu Frauen umoperieren lassen. Zeigt sich daran, wie sich Sexualtabus in autoritären und liberalen Staaten unterscheiden?

Die meisten religiös-fundamentalistischen Gesellschaften sehen Homosexualität als Übertretung der göttlichen Ordnung. Das ist nicht nur in arabischen Ländern so, auch in der erzkonservativen katholischen Gesellschaft in Uganda werden Homosexuelle verfolgt, es droht ihnen nicht selten die Todesstrafe. Gleichzeitig herrscht diese schizophrene Haltung vor, dass man nicht darüber sprechen sollte. In Russland passierte dasselbe in den letzten zehn, fünfzehn Jahren im Zuge einer Rechristianisierung. Homosexualität wird wieder zum Tabu. Man fürchtet, dass sonst plötzlich alle Kinder schwul oder lesbisch werden.

Auch in den USA unter Trump oder in europäischen Ländern wie Ungarn mit seiner rechtsnationalistischen Regierung wird die Gesellschaftspolitik konservativer. Wird dadurch die Sexualität wieder stärker moralisiert im Sinne von Tabus?

Man kann darin einen Reflex auf eine vorangehende Entwicklung sehen. Im Zuge der sexuellen Revolution ab den 1960er Jahren war es geradezu eine Forderung, Tabus zu enttabuisieren, also über Sex zu reden und sexuelle Praktiken auszuprobieren. Hattest du noch nie Oralverkehr? Dann tue es! Du warst immer treu? Versuche es mit einem Partnerwechsel! Bist du als Mann noch nie mit einem Mann oder als Frau mit einer Frau ins Bett gegangen? Mach es! Die Enttabuisierung hatte eine enorme Sexualisierung, eine Medialisierung und Kommerzialisierung der Sexualität in westlichen Gesellschaften zur Folge bis

hin zur heutigen Internetpornografie. Ein Klick, und man hat alles auf dem Bildschirm.

Führt dies auch bei sexuellen Tabus zu einem Backlash?

Das Pendel schlägt zurück, weil viele Leute Angst davor haben, den Ansprüchen einer dermassen sexualisierten Gesellschaft nicht gerecht zu werden. In den letzten Jahren wurde die Polyamorie propagiert. Jetzt wollen religiöse Kreise die Monogamie wieder aufwerten. Auch die Meinung, dass es nur zwei Geschlechter gebe, setzt sich wieder stärker durch. Die Liberalisierung der Sexualität führt zu einem neuen Fundamentalismus oder Konservatismus. Für überwunden geglaubte Tabus werden neu aufgerichtet.

Entstehen Tabus immer als Reaktion auf sexuell entfesselte Zeiten?

Tabus haben eine Funktion. Sie entstehen, um Machtverhältnisse zu bestätigen und zu bewahren. Sobald sich diese nicht mehr halten können, fällt auch das Tabu. Die von der Kirche festgelegten Tabus kamen in die Kritik und wurden bekämpft, als die Kirche nicht mehr zeitgemäss war.

Sind sexuelle Tabus ein Mittel, um Kontrolle über den Körper und das Begehren auszuüben?

Das zeigt sich recht schön an der Geschichte des Ehebruchs und seines Verbots. Tabus sollen disziplinieren und regulieren. In der Praxis wurden Männer, die fremdgingen, deutlich weniger streng bestraft als Frauen. Denn bei Frauen konnte man sich nicht sicher sein, ob das Kind dann vom Ehemann oder vom Liebhaber stammt.

Fremdgehen ist kein Tabu mehr: Zu viele tun es. Hält sich ein Tabu in liberalen Gesellschaften nur so lange, wie die Leute denken, eine gesellschaftliche Mehrheit glaube daran?

«Fremdgehen ist nach wie vor ein Tabu, sonst könnten wir öffentlich darüber reden.»

Fremdgehen ist nach wie vor ein Tabu, sonst könnten wir öffentlich ohne Problem darüber reden. Aber es wird nicht mehr als so wichtig eingestuft wie früher. Zu einer gewissen Enttabuisierung des Seitensprungs hat sicher beigetragen, dass wir heute relativ problemlos verhüten können. Das Risiko einer Geschlechtskrankheit oder eines unerwünschten Kindes ist gesunken.

Verändert der öffentliche Diskurs über Tabus das Verhalten im Bett?

Das Sprechen darüber normalisiert die sexuelle Praktik. Oral- oder analsex werden heute von vielen Leuten im Rahmen des alltäglichen Spektrums ihres Sexualhandelns praktiziert.

Wie wurde das Oralsextabu einst begründet, ausser damit, dass man so keine Kinder zeugt, was der christlichen Sexualmoral widersprach?

Beim Oralsex gilt die Berührung von Mund und Genitalien bereits in der griechisch-römischen Antike als unappetitlich. Für die alten Griechen und Römer ist ein zentraler Punkt die Aktivität. Beim heterosexuellen Geschlechtsverkehr penetriert ein aktiver Mann eine mehr oder weniger passive Frau. Beim Oralsex platziert sich ein Mann in den Mund der Frau, die Frau befriedigt ihn. Sie übernimmt die aktive Rolle. Deshalb wurde die Praktik tabuisiert: Der Mann sah sich als Macker, als Krieger, die Macht lag bei ihm. Zugespitzt formuliert: Die Frau war sein passives Sexualobjekt.

Und heute gehört der Blowjob dazu.

Die Enttabuisierung im 20. Jahrhundert hat auch mit dem medizinischen Fortschritt zu tun. Das Antibiotikum wurde erfunden, so dass Geschlechtskrankheiten eingedämmt wurden. Die Genitalien wurden zu einem medizinisch-hygienischen Ort.

Dank der Pornografie werden sexuelle Praktiken darstellbar. Die Kamera zoomt auf die Geschlechtsorgane. Hilft auch die Technologie bei der Enttabuisierung?

Die Sexualaufklärung in den 1950er und 1960er Jahren hat bereits Drehbücher geliefert für Sex zwischen Mann und Frau. Es gibt gewisse Abfolgen, was man tun muss, damit beide Partner sich gut fühlen und zum Höhepunkt kommen. Dieses Szenario findet sich in der Pornografie, die nach wie vor sehr machistisch ist, obwohl es heute auch feministische Pornos gibt. Die Mehrheit der Leute folgt weiterhin einem Skript, das Befriedigung für die Frau und den Mann verspricht. Da gehört Oralverkehr dazu. Die Jugendlichen sehen das auf Youporn und probieren es aus. Die Tabus fallen auch, weil es keine Bildergrenzen mehr gibt.

Wir haben uns jetzt über alle möglichen sexuellen Vorlieben unterhalten. Allein daraus könnte man schliessen, dass es keine Tabus mehr gibt.

Es gibt insofern noch Tabus, als sie ein Sexualhandeln betreffen, das gesetzlich verboten ist und bestraft wird.

Neben dem Zoophilie- und dem Inzesttabu ist dies das Nekrophilietabu, der Sex mit Toten, oder der Sex zwischen Erwachsenen und Kindern.

Anderes ist nicht mehr strafbar, aber es löst Abwehr aus. Wenn erwachsene Männer eine sexuelle Beziehung zu einer Puppe unterhalten, denkt man heute nicht mehr, der gehört ins Gefängnis, sondern: Mit dem stimmt etwas nicht.

Die Objektophilie, also die Liebe zu unbelebten Objekten, kommt bereits in der Pornografie im 18. Jahrhundert vor und wird oft in satirischer Form als sexuelles Begehren für Statuen oder mechanische Puppen geschildert. Damit wollte man bürgerliche Moralvorstellungen infrage stellen und Tabus brechen. Erst im 19. und 20. Jahrhundert werden solche Vorlieben pathologisiert. Das hat auch mit der Geburt der Psychologie, der Psychiatrie und der Psychoanalyse zu tun. Beim Sex mit einer leblosen Puppe geht es um eine Verschiebung der Wahl des Sexualobjektes.

Was ist krank daran?

Für die genannten Wissenschaften existiert für Menschen ein Sexualobjekt, das ist der Mensch. Alles, was ausserhalb dieses normalen Spektrums liegt, wird als pathologisches Verhalten definiert. Und jenseits der Norm schlummert das Tabu. Dabei werden Sexualität und das, was als normal gilt, heute per Verhandlungsmoral definiert: Es ist das, was zwei erwachsene Menschen im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte untereinander ausmachen, ohne dass einer zu etwas gezwungen wird und ohne dass es zu gröberen physischen und psychischen Verletzungen kommt.

Laut dem amerikanischen Psychologen Jesse Bering sollte die sexuelle Perversion, also die Abweichung von der Norm, nach dem Schaden beurteilt werden, der jemandem dadurch zugefügt wird, und nicht nach moralischem Ekel. Die Puppe fühlt nichts, wenn ihr Besitzer Sex mit ihr hat. Warum ekelt uns die Vorstellung trotzdem?

Weil es eben eine genitale Handlung ist, die nichts mit dem zu tun hat, was wir unter Sexualität zwischen Menschen verstehen. Deshalb stösst uns eine solche Neigung ab.

Genauso faszinieren uns sexuelle Tabus. Warum?

Weil wir neugierige Wesen sind, die sich bei der Frage «Wer bin ich?» auch an den Grenzen orientieren, die uns eine Kultur und eine Gesellschaft vorgeben. Indem wir Tabus hinterfragen und gegen sie verstossen, erfahren wir, wer wir sind. Und da Tabus immer auch mit Macht, Hegemonie und Herrschaft einhergehen, kann ein Tabubruch ein Befreiungsschlag sein. Bis das nächste Tabu auf uns wartet.

Darf man so lieben?

Ein Fotoessay von *Vincent Muller*





Etienne ist verliebt. Ein Leben ohne Erena kann er sich nicht mehr vorstellen. Sie tanzen zusammen, essen im Restaurant, hören Musik. Ab und zu machen sie einen Ausflug mit dem Auto, Erena sitzt dann immer hinten. Und manchmal treffen sie ihre Freunde Alain und Alice und verbringen den Nachmittag zu viert am Swimmingpool.

Etienne und Alain sind zwei Männer mit gewöhnlichen Jobs und kleinen Wohnungen aus einer Stadt im Nordosten Frankreichs.

Erena und Alice sind zwei Puppen aus Silikon, 1 Meter 60 gross und 45 Kilogramm schwer.

Etienne und Erena lernten einander übers Internet kennen. Am Tag, als sie sich zum ersten Mal sahen, wartete Erena auf seiner Veranda. Er nahm sie in die Arme und trug sie wie seine Braut über die Schwelle zu seiner Wohnung. Seither verbringen sie jeden Tag zusammen.

Alain und Etienne möchten nicht mehr mit richtigen Frauen zusammenleben. Das haben sie dem Fotografen Vincent Muller verraten, der den Alltag mehrerer Männer, die mit ihren Puppen leben, in seinem Fotoessay «Almost real» dokumentiert hat. Einige der Männer erzählen, sie hätten nach langen Beziehungen ihre Partnerinnen verloren und wollten keine Trennung mehr erleben; andere sehen die Puppen als sexuelle Phantasie; wieder andere fühlen sich weniger einsam, wenn sie jemanden haben, mit dem sie Hand in Hand fernsehen können.

Es sind intime und bisweilen verstörende Bilder, die viele Fragen aufwerfen: Kann es eine echte Liebe zu einem Gegenstand geben? Was ist echte Liebe überhaupt? Und was irritiert uns eigentlich so sehr an diesem Anblick? Schliesslich tun die Männer niemandem etwas zuleide.

Fragt man Alain und Etienne, was sie in den Bildern sehen, sagen sie: Die Fotos handeln von Liebe. Von einer Liebe, die sie für wahr halten.



↑ Auch im Restaurant zusammen: Etienne hält Erena im Arm und schaut sich Bilder an.
 ↓ Alain zieht seiner Puppe Schuhe an. Links im Schrank hängen ihre Kleider.



- ↑ Etienne wäscht ab. Seine Puppe sitzt oft auf diesem Sessel in der Küche, während er arbeitet.
 ↓ Etienne kauft Erena regelmässig Schmuck.





- ↑ Etienne's Nachbarn sehen seine Puppe zum ersten Mal.
- ↓ Erena sitzt beim Autofahren immer auf der Rückbank. Nie käme Etienne auf die Idee, sie in den Kofferraum zu legen.





Der Lohn der anderen

Bei der Firma Liip kann jeder sehen, wer wie viel verdient. Das gefällt den Mitarbeitern, doch die Forschung bescheinigt der Lohntransparenz auch negative Folgen.
Von *Matthias Sander*, Illustrationen *Sandra Navarro*

Zwei, drei Klicks, dann steht Gil Wenger im Intranet praktisch nackt da. Porträtfoto, Geburtsdatum, Funktion im Unternehmen, «Product Owner für Software». Daneben die Bewertung seiner Arbeitsleistung, Stufe 5 von 6 für seine Expertise, 4 von 6 für «Impact». Darunter sein Lohn: 8260 Franken brutto im Monat.

Gil Wenger ist Mitte dreissig und arbeitet seit zwei Jahren bei der Digitalagentur Liip in Bern. Als er erstmals sah, wie das Unternehmen Lohntransparenz praktiziert, staunte er. «Ich dachte, es gebe eine Excel-Tabelle mit allen Löhnen, und das war's.» Stattdessen hat Liip eine Software namens Zebra entwickelt, mit der sich jeder einzelne Mitarbeiter mit jedem Arbeitskollegen vergleichen kann. 230 Löhne, sichtbar für die ganze Firma, Chefs inklusive.

Über Geld spricht man hierzulande traditionell nicht, über den Lohn noch weniger. Beides gilt, mit Verweis auf Werte wie Diskretion und Bescheidenheit, als Privatsache. In anderen Ländern hingegen ist Lohntransparenz in der einen oder anderen Form längst üblich. Und ab Juni in der EU sogar Pflicht, um Lohngleichheit zwischen Frauen und Männern herzustellen. Das dürfte auch die Diskussion in der Schweiz befeuern.

Was bringt Lohntransparenz? Führt sie nicht zu Neid und Missgunst? Tatsächlich sind die Erfahrungen in Nachbarländern nicht nur Werbung für Lohntransparenz. Eine amerikanische Studie kommt sogar zu dem Schluss, dass sie insgesamt die Saläre senken kann.

Zugleich zeigt das Beispiel von Liip, dass Lohntransparenz klare Vorteile bringen kann, vor allem ideelle wie Vertrauen und Zufriedenheit. Auf dem Jobportal Kununu erreicht Liip als Arbeitgeber den Spitzenwert 4,7 von 5. Das liegt auch an einer maximalen Transparenz, die weit über das Geld hinausgeht.

Für Gil Wenger waren die ersten Tage im neuen Job ein Kulturschock. Zuvor hatte er fünfzehn Jahre bei den SBB gearbeitet, er begann als Zugverkehrsleiter im Stellwerk und ging als Teamcoach in der KI-Abteilung. Das klingt nach Flexibilität und Aufstiegs-

möglichkeiten. Doch Wenger spricht von «starren Strukturen, vielen Gremien und einem Management, das man bauchpinseln muss».

Als ähnlich rückständig empfand er das Lohnsystem. «Wie Löhne zustande kamen, schien mir mehr von persönlichen Präferenzen geprägt als von nachvollziehbarer Logik.» Wenger glaubt, dass Lohnverhandlungen bewusst intransparent gehalten wurden. Um zu wissen, wo er finanziell stand, fragte er Arbeitskollegen nach ihrem Salär.

So fand er heraus, dass ein Kollege 10 000 Franken mehr im Jahr erhielt als eine Kollegin mit weitgehend vergleichbaren Erfahrungen und Aufgaben. «Sie war frustriert, und im Team hat das zu vielen Diskussionen geführt.» Wenn sich Wenger ähnlich ungleich behandelt fühlte, sagte er das in Lohnverhandlungen. «Nur in vielleicht 20 Prozent der Fälle hat es genützt.»

Bei der innerbetrieblichen Lohntransparenz unterscheiden Wissenschaftler drei Dimensionen: Prozess, Resultat und Kommunikation. Es geht um Fragen à la: Wie offen sagt ein Unternehmen seinen Mitarbeitern, wie sich Löhne zusammensetzen? Können alle Mitarbeiter die Gesamtvergütung von allen sehen oder nur auf gleicher Stufe? Dürfen sie darüber mit Kollegen reden, oder herrscht Schweigepflicht?

Volle Transparenz erscheint aus Sicht mancher Verfechter zwingend. «Wer etwas intransparent macht und verschweigt, führt selten Gutes im Schilde», schreibt die Zürcher Unternehmensberatung Kienbaum in einer Studie. Konsumenten und Bürgerinnen forderten in allen Lebensbereichen mehr Transparenz. «Aber der Lohn bleibt hartnäckig ein Tabuthema.»

Tatsächlich kommunizieren in der Schweiz intern nur wenige Unternehmen überhaupt ihre Lohnpolitik. Rund 40 Prozent waren es in einer nichtrepräsentativen Umfrage des Branchenverbands HR Swiss vom vergangenen Frühjahr. In der Gesamtwirtschaft dürfte der Wert noch geringer sein, weil an der Umfrage überdurchschnittlich viele

grosse Betriebe teilnahmen, die oft eine progressive Lohnpolitik betreiben.

Die wohl umfassendste Studie hierzulande stellte 2018 fest, dass nur 30 Prozent der Unternehmen ihre Mitarbeiter exakt über individuelle Daten zu Grundlohn und Lohnerhöhungen informierten. Am geringsten war die Transparenz laut den Forschern der Universität Luzern bei individuellen Boni. Hingegen erlaubten es zwei Drittel der Unternehmen ihren Mitarbeitern, offen über Saläre zu reden.

Bei der Digitalagentur Liip erreicht die Lohntransparenz in all diesen Dimensionen 100 Prozent. Das weckte Gil Wengers Neugier. Nach wenigen Tagen im neuen Job öffnete er die Zebra-Software und machte ein «Komplett-Screening» der Belegschaft, wie er es nennt. Wer verdiente mehr als er, wer weniger?

Kollegen, denen aus Wengers Sicht mehr zustand, erhielten in der Tat mehr, und umgekehrt. «Ich fand die Passung wirklich sehr gelungen.» Auch die Löhne des Gründerteams empfand er als fair. Der höchste beträgt 12 600 Franken. «Vielleicht könnte man grundsätzlich darüber diskutieren, ob die Gründer noch etwas mehr verdienen sollten. Sie haben ja ein grösseres Risiko getragen. Ich persönlich halte die aktuellen Löhne aber für fair.»

Bald kam Wengers nächster Kulturschock. Nach dem ersten Jahr im Unternehmen überprüft Liip turnusgemäss die Löhne der neuen Mitarbeiter. Wenger wurde aufgefordert, seine Arbeit selbst zu evaluieren – und von Kollegen bewerten zu lassen.

Lohntransparenz wird meist in einem Atemzug genannt mit Gleichstellung, weil sie Lohnungleichheit zwischen Frauen und Männern herstellen soll. Vorstösse im Schweizer Parlament verweisen seit Jahren auf die Geschlechterdifferenz beim Durchschnittssalär, die nach Abzug objektiver Faktoren wie Ausbildung und Branche 7,8 Prozent beträgt. Die Vorstösse werden von der Parlamentsmehrheit routinemässig abgelehnt, unter anderem weil die Vergütungen Sache der Unternehmen seien.

Eigentlich müssen alle Unternehmen in der Schweiz mit mehr als hundert Beschäftigten per Gesetz eine Lohnvergleichsanalyse erstellen. Bei einer Umfrage des Gleichstellungsbüros zeigte sich aber, dass nur vier von fünf Teilnehmern eine solche Analyse erstellt hatten, und nur knapp die Hälfte kommunizierte die Resultate wie vorgeschrieben ihren Mitarbeitern. Zudem scheine der öffentlichrechtliche Sektor seiner «Vorbildfunktion in Bezug auf eine weitergehende Information nicht nachgekommen zu sein», heisst es in dem Gutachten vom Februar 2025.

Bei Liip wurden zwar beide Geschlechter bereits ab der Unternehmensgründung 2007 gleich bezahlt, und das Lohnsystem mit seinen Stufen war bekannt. Aber die individuellen Löhne dazwischen blieben

Das begann sich ab 2016 zu ändern. Mitarbeiter im Lausanner Büro von Liip hätten einander beim Apéro ihren Lohn verraten, erzählt David Jeanmonod, ein Mittvierziger, der das Büro mit aufbaute. Lohntransparenz sei ganz natürlich zum Thema geworden, schliesslich laute eines von Liips Prinzipien «Offenheit vor Geschlossenheit».

Ein paar Entwickler legten ein Excel-Dokument an. Wer sich mit seinem Lohn eintrug, durfte die Löhne der anderen sehen. Bald sei fast das gesamte Büro in der Tabelle gestanden, sagt Jeanmonod. Per E-Mail luden die Initiatoren die Mitarbeiter der anderen Standorte wie Freiburg und Zürich ein, es ihnen gleichzutun. «Ah, die Welschen mal wieder!», habe es geheissen. Doch dann liessen sich 60 bis 70 Prozent aller Mitarbeiter in die Tabelle eintragen.

«Wir arbeiteten bereits an der Lohntransparenz», sagt Nadja Perroulaz, eine Mitgründerin von Liip. Die Mediagonal AG, die mit einer anderen Firma zu Liip fusionierte, habe sogar den Einheitslohn praktiziert, also grösstmögliche Transparenz. «Die Initiative der Entwickler war ein weiterer Anstoss für die Weiterentwicklung unseres Systems.»

Der grosse Umbruch kam 2018. Liip hatte sich eine radikale Organisationsform gegeben, die sogenannte Holokratie. Das Konzept stammt vom amerikanischen Software-Unternehmer Brian Robertson. In der Holokratie gibt es weder starre Hierarchien noch Top-down-Management. Stattdessen sollen die Beschäftigten themengebunden Verantwortung übernehmen und sich selbst organisieren.

So gehört jeder Mitarbeiter thematischen Kreisen an und hat mehrere Rollen. David Jeanmonod zum Beispiel ist für die interne IT verantwortlich, ausserdem für die Planungs-Software und für Nachhaltigkeit. Nadja Perroulaz wäre andernorts HR-Chefin; bei Liip ist sie «Lead People Circle». Innerhalb dieses Kreises leitet sie auch den «Compensation Circle»: Sie ist für Löhne und sonstige Vergütungen mitverantwortlich.

Weil es in der Holokratie keine klassischen Stellenprofile gebe, sei ein neues Lohnsystem nötig geworden, sagt Perroulaz. Das System sieht seit 2018 so aus: Jeder Mitarbeiter bekommt ein Basissalär, derzeit 4600 Franken mal 13. Das entspricht laut dem Lohnrechner des Bundes etwa dem Schweizer Schnitt für einen Softwareentwickler nach Lehrabschluss, den häufigsten Beruf bei Liip.

Dazu kommt ein variabler Teil. Massgebend sind die Kriterien «Expertise» und «Impact». Nadja Perroulaz nennt es den «Rucksack der Mitarbeiter»: Was haben sie drin, und teilen sie den Inhalt mit anderen? Jeder Mitarbeiter wird für beide Kriterien auf einer Skala von 1 bis 6 eingeteilt. Ausserdem gibt es kleinere Zulagen für Alter und Betriebszugehörigkeit.

Als das neue System stand, war die Anspannung im Unternehmen gross. Schliesslich schickte sich Liip an, das einzuführen, was Perroulaz die «volle



Lohntransparenz» nennt: Jeder im Unternehmen würde plötzlich sehen können, wer wie viel verdient und mit welcher Begründung.

Die Wissenschaft bescheinigt der Lohntransparenz nicht nur positive Effekte. Die Löhne von Frauen stiegen zwar infolge von Offenlegungspflichten in Dänemark und Kanada, und die Lücke zu Gehältern von Männern verringerte sich. Hingegen blieb dieser Effekt in Österreich und Deutschland aus. Das mag laut zwei Autorinnen vom deutschen Ifo-Institut daran liegen, dass vielen Mitarbeitern die Existenz entsprechender Lohnanalysen nicht bewusst ist.

Wird Mitarbeitern infolge von Lohntransparenz klar, dass sie unterdurchschnittlich bezahlt sind, werden sie erwartungsgemäss unzufriedener mit Job und Lohn. Laut einer amerikanischen Studie

nern. «Sie hatten das Gefühl: Oh, jetzt sehen alle, wie viel ich verdiene.» Nach der Offenlegung seien sie erleichtert gewesen, nicht die Einzigen auf ihrer Lohnstufe zu sein.

Ein paar Mitarbeiter fanden, sie seien zu niedrig eingestuft. «Es war ja auch die Idee, dass sie sich vergleichen können», sagt Perroulaz. Allerdings seien die verpflichtende Selbstevaluation und das interne Feedback eindeutig gewesen: An den Einstufungen gab es nichts zu rütteln. Kündigungen habe es nicht gegeben.

Einzelnen Mitarbeitern stand mit dem neuen System weniger Lohn zu als zuvor. Ein, zwei Mitarbeiter habe Liip wegen grosser Unterschiede heruntergestuft. Mit den anderen sei die Firma kulant verfahren. «Wir gingen davon aus, dass sie die Unterschiede aufarbeiten würden.» Das System habe sich tatsächlich nach zwei Jahren eingependelt.

Die Pausengespräche über Löhne verpufften viel schneller. Zwei Tage nach Einführung der Transparenz sei das Ganze zum Nicht-Thema geworden, sagt David Jeanmonod. Heute schaut kaum noch jemand im Intranet nach. «Lohntransparenz ist wie Freiheit», sagt Jeanmonod: Wenn man sie nicht habe, suche man sie verzweifelt. Und wenn man sie habe, kümmere man sich nicht mehr gross um sie.

Gil Wenger hat im Vergleich mit seiner Arbeit bei den SBB auf mehrere tausend Franken im Jahr verzichtet, um für Liip zu arbeiten. «Ich habe mich bewusst für die Kultur, die Transparenz und die Freiheit hier entschieden.» In seiner Rolle als Business-Developer könne er zum Beispiel neue Projekte an Land ziehen und sich dann für die Umsetzung ein eigenes Team zusammenstellen.

Solche Erfolge haben es Wenger ermöglicht, selbstbewusst in die erste Lohnrunde nach Stellenantritt zu gehen. Sie begann mit einer Selbstevaluation. Wenger las im Intranet die Beschreibungen für die Bewertungskriterien. Seine Expertise stufte er hoch auf 5 von 6, das entspricht «senior expert knowledge». Bedingung dafür ist «ausgeprägte Erfahrung mit Projekten grossen Umfangs und hoher Komplexität». Seine Wirkung bewertete Wenger etwas niedriger, mit 4 von 6. Das entspricht «mittelfristigem Impact mit mittlerer Reichweite».

Ausserdem musste Wenger zwei Kollegen bitten, seine Arbeit im digitalen Lohnsystem zu bewerten. «Ich habe zwei Kollegen ausgewählt, mit denen ich am meisten zusammenarbeite.» Vorgefühlt, ob sie ihn gut bewerten würden, habe er nicht. Bei Gefälligkeitsbewertungen kann sowieso ein Mitglied von Liips «Salary Conference» widersprechen. Das war nicht nötig: Wengers Lohn machte einen Sprung von 7680 auf 8260 Franken. Und jeder bei Liip kann sehen, warum.

Matthias Sander ist NZZ-Korrespondent für die französischsprachige Schweiz.

Sandra Navarro ist Illustratorin, sie lebt in Barcelona.

Am Tag, an dem die Lohntransparenz eingeführt wurde, schaute jeder nach und verglich.

von 2012 sehen sie sich dann öfter nach einer neuen Stelle um. Generell wechseln nach der Umstellung auf Lohntransparenz überdurchschnittlich viele Beschäftigte den Arbeitgeber, wie eine Studie der Universität Buffalo von 2025 zeigt. In dieser Hinsicht ist Lohntransparenz schlecht für Unternehmen, aber gut für Beschäftigte: Wer weiss, dass er unterbezahlt wird, lässt sich das nicht bieten und geht.

Das wohl gewichtigste Argument gegen Lohntransparenz liefert eine Studie, die 2021 das amerikanische National Bureau of Economic Research veröffentlichte. Sie kam zu dem Schluss, dass Offenlegungspflichten in amerikanischen Gliedstaaten das allgemeine Lohnniveau um rund 2 Prozent senken, wenn die Arbeitnehmer individuell ihre Löhne aushandeln.

Der Grund dafür: Die Firmen befürchten eine Kettenreaktion. Wenn sie der Forderung eines Mitarbeiters nachgeben, wollen auch die anderen mehr Geld. Also erhöhen die Firmen lieber bei niemandem den Lohn.

Allerdings spricht auch dieses Argument nicht per se gegen Lohntransparenz: Wenn nämlich Arbeitnehmer nicht individuell ihr Salär aushandeln, sondern kollektiv, etwa in Gewerkschaften, dann bleibt das Lohnniveau laut der amerikanischen Studie stabil.

Im Liip-Büro Lausanne erinnert sich David Jeanmonod gut an den Tag, als die volle Lohntransparenz eingeführt wurde. Jeder schaute nach, verglich sich, diskutierte beim Mittagessen mit den Kollegen. «Das allgemeine Gefühl war: Das ist ziemlich gut gemacht, die Löhne sind fair.»

Die Personalverantwortliche Nadja Perroulaz erzählt von manchen verunsicherten Besserverdie-

75 JAHRE UNHCR:

EIN DAUERHAFTES ENGAGEMENT ZUM SCHUTZ ENTWURZELTER MENSCHEN

© UNHCR/Shawkat Alharfoush

Am **14. Dezember 2025** feierte UNHCR, die UN-Flüchtlingsorganisation, ihr **75-Jähriges Bestehen** – 75 Jahre des unnachgiebigen Einsatzes für Flüchtlinge und gewaltsam vertriebene Menschen. 75 Jahre seit die internationale Gemeinschaft einer kleinen behelfsmässigen Organisation den Auftrag gab, Europa beim Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg zu helfen.

Damals konnte sich niemand vorstellen, dass gewaltsame Vertreibung langfristig zu einer der grössten humanitären Herausforderungen unserer Zeit werden würde.

Heute sind über **122 Millionen Personen** auf der Flucht vor Konflikten, Gewalt oder Verfolgung – eine Zahl, die sich in den letzten zehn Jahren fast verdoppelt hat.

Der ursprünglich auf drei Jahre begrenzte Auftrag ist zu einer grundlegenden Mission geworden, die inzwischen in **mehr als 130 Ländern** verfolgt wird.

Eine weltweite Mission, die sich entlang den Bedürfnissen entwickelt hat

Im Laufe der Jahrzehnte hat UNHCR auf die unterschiedlichsten Vertreibungskrisen der Moderne reagiert, die unter vielen anderen durch die ungarische Revolution, die Dekolonisierungsbewegungen in Afrika, den Vietnamkrieg, den Zerfall Jugoslawiens, den Kriegen in Syrien, im Sudan und in der Ukraine hervorgerufen wurden.

Die Tätigkeit von UNHCR wurde zweimal, 1954 und 1981, mit dem **Friedensnobelpreis** ausgezeichnet – eine grosse Anerkennung des Wirkens und der Arbeit unserer Teams vor Ort.

Ausserdem wurde der Auftrag der Organisation erweitert: Heute schützt UNHCR nicht nur Flüchtlinge, sondern auch **Binnenvertriebene, Staatenlose, Asylsuchende und Rückkehrende**, um deren Würde

zu wahren und nachhaltige Lösungen zu gewährleisten.

Seit 75 Jahren wartet UNHCR immer wieder mit Neuerungen wie z.B. der Aufbietung von Notfallteams innert 72 Stunden oder der sicheren Verteilung von Finanzhilfen mittels biometrischer Daten auf.

Und hinter jedem Vorstoss steht dieselbe Überzeugung wie 1950, dem Gründungsjahr von UNHCR: Diejenigen zu schützen, die alles verloren haben.

Eine besondere Verbindung mit der Schweiz

Die Geschichte von UNHCR ist eng mit der Schweiz verbunden. Genf war von Anfang an Sitz der Organisation. Diese Wahl ergab sich ganz natürlich durch die humanitäre Tradition des Landes.

Seit über 70 Jahren tragen die Spenderinnen und Spender in der Schweiz dazu bei, dass die UNHCR-Hilfe den Menschen zugutekommt, die am meisten Schutz bedürfen.

Vorausschauen und mit einer nachwirkenden guten Tat unaufdringlich unterstützen

Ein Jubiläum lädt dazu ein, in die Zukunft zu blicken. Uns von Switzerland for UNHCR ist es vergönnt, regelmässig Menschen zu treffen, die sich ganz unkompliziert und grosszügig dafür entscheiden, ihr humanitäres Engagement weit über ihr eigenes Leben hinaus fortzusetzen, indem sie gewaltsam vertriebene Menschen in ihrem Testament mit einem Legat bedenken.

Das ist eine starke persönliche Entscheidung, die nicht von Vermögen oder grossen Beträgen, sondern allein von Werten abhängt. Eine gute Tat, dank der irgendwo auf der Welt ein Kind ein Dach über dem Kopf erhält, eine Mutter in ein würdevolles Heim einziehen kann. Ein Legat für Switzerland for UNHCR bedeutet eine ausgestreckte Hand

in einer Notsituation: ein Dach, wenn rundherum alles zusammenbricht, eine Decke gegen die beissende Kälte, eine Chance, wenn nichts mehr möglich scheint.

Wenn Sie nähere Informationen erhalten, das Thema vertraulich und unverbindlich besprechen oder einfach besser verstehen möchten, wie ein Legat in der Schweiz funktioniert, steht Ihnen unser Team gerne zur Verfügung.

Denn – wie UNHCR seit 75 Jahren – glauben wir fest daran, dass Schutz immer mit Vertrauen beginnt und bis zum letzten Tag und darüber hinaus von Person zu Person weitergegeben werden kann.

Dank Ihnen wird eines Tages eine Person, die Sie nie getroffen haben, ganz einfach sagen können: «Ich habe überlebt. Und ich konnte neu anfangen.»

Das ist vielleicht die schönste Hinterlassenschaft, die man sich vorstellen kann.

Wie setzt man ein Testament auf? Welchen Anteil erhalten meine Angehörigen? Was passiert, wenn ich kein Testament hinterlasse?

Finden Sie die Antworten auf Ihre Fragen und weitere Informationen in unserem kostenlosen Ratgeber: unrefugees.ch/de/leitfaden



Oder kontaktieren Sie mich direkt:



yasmine.lamot@unrefugees.ch
 022 552 78 21

«*Es ist traurig, bist du nicht mehr da.
Wir vermissen dich.
Willst du mir jetzt sagen, warum?»*

Eine Familie spricht über ihr Leben nach
Matteos Suizid. Und darüber, was man tut,
wenn man nichts mehr tun kann.

Von *Flurin Clalüna*, Illustrationen *Isabel Seliger*



Vater Andreas: «Jeden Tag fahre ich mit dem Zug an
der Stelle vorbei, an der Matteo sich das Leben
genommen hat.»



Im Sommer 2014 nahm sich Matteo das Leben, ein junger Mann, 20 Jahre alt, klug, eigenwillig und herzlich.

Matteo war einer von 1029 Menschen, die in der Schweiz in jenem Jahr durch Suizid starben. Assistierte Suizide über Organisationen wie Exit sind in dieser Zahl nicht enthalten. Drei Viertel der Verstorbenen waren Männer.

In der Schweiz denken Hunderttausende Menschen irgendwann daran, nicht mehr leben zu wollen. Mehr als 200 000 haben es mindestens einmal versucht. Das zeigen Zahlen des Bundesamts für Gesundheit aus dem Jahr 2017. Wenn ein Mensch durch Suizid stirbt, sind Hunderte Personen aus seinem Umfeld emotional betroffen.

Und doch spricht fast niemand darüber. Suizid ist ein Tabu, begleitet von Scham und Schuld. In vielen Kulturen und Religionen wurde und wird er moralisch verurteilt. Suizid berührt tiefe Ängste: den Verlust eines geliebten Menschen, die eigene Verletzlichkeit, die Ohnmacht, nicht in der Lage gewesen zu sein zu helfen. Viele fragen sich, ob sie etwas falsch gemacht oder etwas übersehen haben.

Elf Jahre nach Matteos Tod bricht seine Familie das Tabu. Seine Mutter, sein Vater, sein Bruder und seine Tante reden über die Nacht, als Matteo starb, über den Schmerz, die Trauer und das Weitermachen. Sie sprechen darüber, weil sie hoffen, dass ihre Erfahrungen anderen Betroffenen helfen können.

Wie überlebt man einen solchen Verlust? Wie verarbeitet man etwas, das man nicht verstehen kann? Und wie findet man zurück ins Leben?

Ihre Namen sind geändert, weil sie nicht möchten, dass der Suizid sofort mit ihnen in Verbindung gebracht wird.

Barbara, die Mutter

An dem Tag, als es passierte, war ich in Deutschland an einem Kongress. Am Abend fand ein Apéro statt. Da rief mich mein Mann an. Er war völlig aufgelöst und sagte, er sei von der Arbeit heimgekommen und habe einen Abschiedsbrief von Matteo im Briefkasten gefunden.

Er telefonierte dann mit Freunden, Nachbarn und der Polizei und begann nach Matteo zu suchen. Und ich spürte sofort diese Angst: Jetzt könnte das Schlimmste passiert sein. Ich versuchte, Matteo anzurufen. Wir hatten an diesem Tag noch Whatsapp-Nachrichten ausgetauscht. Aber am Abend reagierte er nicht mehr.

Ich organisierte sofort meine Heimreise. Mit meinem Mann machte ich ab: Sobald er Matteo findet, gibt er mir Bescheid. Es kam nichts.

Ich reiste mit dem Nachtzug und traf in Zürich Matteos Bruder Nico. Zusammen fuhren wir weiter nach Hause.

Als wir ankamen, stand mein Mann Andreas mit zwei fremden Leuten am Bahnhof. Das war ein Care-Team. Daheim erzählte Andreas, was passiert war: Kurz nach Mitternacht war Matteo vor einen Güterzug gegangen.

Ich spürte eine wahnsinnige Verzweiflung, einen höllischen, körperlichen Schmerz. Wie bei einer blutigen Wunde.

Matteo war ein Mami-Kind. Als kleiner Bub wollte er bei niemand anderem sein als bei mir. Er hatte auch zu seinem Vater eine enge Beziehung. Aber ich glaube, dass ich am Anfang als Bezugsperson noch etwas wichtiger war.

Schon als Kind hatte Matteo einen sehr guten Humor. Wenn er mit seinem älteren Bruder Nico raufte, besiegte er ihn, indem er ihn zum Lachen brachte. Das war Matteos Taktik: Nico konnte dann nicht mehr weiterkämpfen.

Und Matteo war gut darin, Stimmungen wahrzunehmen, er konnte einschätzen, wie es anderen ging.

Als Kind hatte er immer ein Rudel Gspänli um sich. Ich erinnere mich, wie sie in der Siedlung herumzogen oder bei uns daheim spielten. Matteo spielte gern: Gesellschaftsspiele, Schach, Strategiespiele. Und er gewann fast immer.

Matteo war in der Pfadi und spielte Horn in einer Blasmusik. Mit anderen Musik zu machen, war ein wichtiger Teil seines Lebens. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, mein Kind in eine Blasmusik zu schicken. Aber er hat das sehr genossen. Er wusste immer, was er wollte. Das war im Guten wie im Schwierigen typisch für ihn.

Stur war er von Geburt an. Als Kleinkind hatte er manchmal jähzornige Anfälle und konnte sich kaum beruhigen. Erst wenn ihm die Energie ausging und er total erschöpft war, hörte er auf.

Matteo war intelligent, ging aber nicht gern zur Schule. Sie interessierte ihn nicht besonders. Er war ein Minimalist, mit seiner Art eckte er an, und zum Teil hatte er Mühe mit Lehrern. In der Schule gibt es Hunderte von Regeln, gegen die man verstossen kann. Und Matteo testete viele davon. Schon in der 3. Klasse hat er einmal geschwänzt. Im anschließenden Elterngespräch beschlossen wir, den Kontakt mit der Lehrerin mehr zu pflegen.

Später, als Matteo ein Jugendlicher war, tauchten immer wieder die gleichen Fragen auf: Wie viel Freiheit darf er sich nehmen? Wie viel können wir ihm durchgehen lassen? Und wie sehr müssen wir

«Was machen wir jetzt? Wie geht man in einer solchen Situation vor? Ich hatte mir doch nie überlegt, wie ich mein Kind verabschieden würde.»



Mutter Barbara: «Matteo war ein Mami-Kind. Als kleiner Bub wollte er bei niemand anderem sein als bei mir.»

ihn weiter erziehen? Matteo bemühte sich zwar sehr darum, Regeln einzuhalten, schaffte es aber oft nicht. Wenn etwas unangenehme Konsequenzen hatte, wich er aus und zog sich zurück. Wie in jeder Familie hatten wir unterschiedliche Auffassungen: Ich hatte das Gefühl, wir müssten stärker steuern. Mein Mann Andreas fand, man solle ihn mehr machen lassen.

Mit 16 hatte Matteo Freunde, von denen wir viele nicht mehr kannten. Ich wusste auch nicht mehr alles über ihn wie früher. Das ist vermutlich normal in diesem Alter. Dass er kiffte und sich zunehmend verschloss, löste bei mir grosse Besorgnis aus. Ich kam einfach nicht mehr an ihn heran.

Matteo wollte Chemielaborant werden oder Koch. Er schnupperte in beiden Berufen. Weil er zuerst eine Lehrstelle als Laborant bekam, entschied er sich für diesen Weg. Es war eine gute Zeit für ihn. In der Lehre bekam er eine neue Rolle. Niemand interessierte sich für seine schwierige Schulgeschichte. Parallel machte er die Berufsmatura. Ich weiss nicht, wie er das geschafft hat. Ich sah ihn nie lernen. Aber er bestand.

Wir unterstützten ihn in seinem Berufswunsch. Wir wollten, dass er etwas macht, was ihm Freude bereitet. Matteo ist der Einzige der Familie, der eine Lehre machte. Mein Mann, sein Bruder Nico und ich haben einen akademischen Abschluss. Möglicherweise hat das Minderwertigkeitsgefühl in Matteo ausgelöst.

Wir konnten nichts dagegen machen. Ich bin sicher, dass wir ihm nie das Gefühl gegeben haben, weniger wert zu sein. Er hatte so viele sonnige und liebenswerte Seiten, und es war so einfach, ihn zu lieben.

Sein Bruder Nico ist zwei Jahre älter, vernünftig, gut in der Schule und im Studium, das Leben fällt ihm leicht. Matteo wollte sich immer wieder mit ihm messen.

Meistens ging es darum, wer mehr weiss. Abends am Familientisch gab es ausgedehnte Debatten. Und ich diskutierte mit, mein Mann Andreas weniger. Wir redeten über alles Mögliche, welche Rakete mit welchem Antrieb wohin fliegt. Oder über Politik.

Matteo debattierte gern. Wir hatten zum Beispiel Ämter im Haushalt. Als kleiner Bub diskutierte er jeden Mittag mit mir darüber, ob er wirklich den Tisch decken müsse.

Ich finde, es gehört zu einem guten Leben, dass man seinen Standpunkt argumentativ darlegen kann. Kinder sollen das lernen. Aber irgendwann kippten diese Debatten und wurden ungesund. Für Matteo waren sie todernst. Oft verlor er gegen Nico, der immer zwei Jahre Vorsprung hatte.

Als Kinder hatten sie viel zusammen unternommen. Später lebten sie sich auseinander und hatten andere Interessen. Und in den Debatten wurde ihre unnötige Konkurrenz sichtbar.

Matteos grosse Krise begann am Ende der Lehre. Ich merkte, dass er bedrückt war, und hatte das Gefühl, er versteckte etwas vor uns. Aber er liess mich nicht an sich heran und redete nicht darüber. Ich versuchte mich damit zu beruhigen, dass er vielleicht mit seinen Freunden spricht. Später erfuhr ich, dass er auch ihnen gegenüber alles für sich behalten hatte.

Matteo wohnte damals mit einem Schulfreund in einer WG, kam aber an den Wochenenden oft zum Essen nach Hause. Ich glaube, er kam gern. Mir war wichtig, den Kontakt nicht zu verlieren, die Beziehung aufrechtzuerhalten. Das funktionierte. Aber es war eine Schönwetterbeziehung, in der keine Probleme sichtbar werden durften.

Ein Jahr vor seinem Tod war er einverstanden, dass wir zusammen einen Therapeuten suchten. Ich weiss, dass Matteos fehlende Impulskontrolle ihn immer wieder in schwierige Situationen brachte. In der Psychologie würde man von Anpassungsschwierigkeiten sprechen. Aber jetzt rede ich mehr wie eine Fachfrau als eine Mutter. Mehr in die Details möchte ich nicht gehen.

Matteo lief so oft gegen die Wand. Und offenbar hatte er irgendwann das Gefühl, dass er nicht mehr so leben wolle.

Der Schmerz nach Matteos Tod war mit nichts zu vergleichen. Als mein Vater starb, den ich auch sehr gern hatte, tat es auch weh. Aber dieser Schmerz war meilenweit davon entfernt. Das Bild, dass einem das Herz herausgerissen wird, passt ganz gut. Zwischendurch lag ich eingerollt auf dem Bett und habe einfach versucht durchzuhalten.

Gleichzeitig mussten wir in kurzer Zeit viele Entscheidungen treffen: Was machen wir jetzt? Wie geht man in einer solchen Situation überhaupt vor? Ich hatte mir doch nie überlegt, wie ich mein Kind verabschieden würde.

Es kamen unglaublich viele Leute zur Beerdigung, Freunde von der Pfadi, von der Blasmusik, Nachbarn. Und es waren viele da, von denen ich gar nicht auf die Idee gekommen wäre, dass sie auch betroffen sein könnten: Menschen, die mit Matteo in der Schule waren; Menschen, die mit ihm gespielt hatten, als sie Kinder gewesen waren. Es gibt Schätzungen, wie viele Menschen von einem einzelnen Suizid emotional betroffen sind. Es sind Hunderte.

Mir war es wichtig, dass der grosse Kreis von Jugendlichen, die Matteo gekannt hatten, die Möglichkeit bekam, sich in einem Ritual von ihm zu verabschieden. Dieses Abschiednehmen sollte helfen, die Trauer aufzufangen – auch im Wissen um das Werther-Syndrom, das beschreibt, wie es nach einem Suizid zu Nachahmungen kommen kann.

In den ersten Tagen und Wochen kamen viele Leute zu uns nach Hause und halfen uns. Sie hörten zu, fragten, sahen sich mit uns zusammen Fotos von Matteo an. Sie mussten nur da sein, falsch machen konnten sie nichts. Ich bin so froh, hatten wir diese Freunde, Bekannten und Verwandten, die nach uns schauten. Ohne ihre Hilfe wäre es nicht gegangen.

Trotz der Hilfe blieb der Schmerz. Ich hatte den Sinn meines Lebens verloren und fragte mich, wofür ich noch da sei. Für mich stand fest, dass ich mir nie das Leben nehmen würde. Das wollte ich niemandem antun. Aber gleichzeitig wäre ich froh gewesen, ich wäre einfach tot umgefallen. Ohne dafür die Verantwortung übernehmen zu müssen.

Es war schon einige Zeit vergangen, da sassen wir in einem Flugzeug, und der Landeanflug war turbulent. Ich bekam richtig Angst. Da sagte ich zu mir: Interessant, du fürchtest dich also doch vor dem Sterben. Diese Erfahrung war ein Meilenstein: Offensichtlich hing ich noch am Leben.

Lange Zeit plagten mich Schuldgefühle. Dass ich nicht da gewesen war und nichts hatte tun können, belastete mich sehr. Heute bin ich ziemlich sicher, dass Matteo einen Moment nutzte, als ich weit

genug weg war. Damit ich ihm nicht dazwischenkommen konnte.

Ich überlegte mir auch grundsätzlich, ob ich als Mutter Fehler gemacht hatte. Ich fragte mich sogar, ob ich in der Schwangerschaft etwas hätte anders machen müssen, als ich damals so stark mit Übelkeit zu kämpfen hatte. Natürlich hatte ich Fehler gemacht. Ich bin zum Beispiel manchmal ungeduldig und schnell, so dass ich andere überfordere. Aber es waren ganz normale Fehler, die Eltern eben machen. Auch wenn sie ihre Kinder gern haben.

Matteo machte ich nie einen Vorwurf. Es tat mir wahnsinnig leid, dass er keinen anderen Ausweg gesehen hatte. Das Größte, was ich je dachte, war, dass sein Entschluss auch etwas Egoistisches hatte. Ich glaube nicht, dass Matteo ahnte, was er uns antat.

Es dauerte etwa ein Jahr, bis mir auffiel, dass ich mich nicht mehr richtig spürte. Ich merkte nicht, wenn mir etwas weh tat, und war nicht richtig anwesend. Einfach kein ganzer Mensch mehr.

Diesen Aspekt von Traumatisierung verstand ich erst mit der Zeit: Ein solcher Vorfall macht nicht nur etwas mit der Psyche, sondern auch etwas mit dem Körper. Bei mir führte es zu einer Art Erstarrung. Ich bin jemand, der alles mit dem Kopf macht. Aber damit kam ich nicht weiter. Erst körperorientierte Behandlungen halfen mir.

Ich machte TCM, traditionelle chinesische Medizin, mit Akupunktur und Massagen. Ich spürte meinen Körper wieder. Die Behandlungen lösten etwas in mir, was Reden allein nicht geschafft hatte.

Aber ich wollte auch verstehen. Ich informierte mich. Informationssuche als Bewältigungsstrategie. Es gibt im ganzen deutschsprachigen Raum Vereine, die sich um die Unterstützung von Hinterbliebenen nach einem Suizid kümmern. Diese Vereine stellen auch Literaturlisten zur Verfügung. Ich las viele Bücher, um so viel wie möglich zu erfahren, was eigentlich passiert ist. Für mich war «Warum hast du uns das angetan?» von Chris Paul ein wichtiges Buch. Auch wenn ich den Titel total unpassend finde, weil diese Frage nicht im Vordergrund steht.

Beim Lesen merkt man schnell: Es gibt keine einfachen Erklärungen. Es gibt keine abschliessende Antwort auf das Warum. Viele Menschen sind wie Matteo und erleben Ähnliches. Trotzdem leben die meisten weiter.

Mein Mann Andreas und ich waren in einer Selbsthilfegruppe. Wir lernten dort zum Beispiel, das Weiterleben zu organisieren. Wir planten ganz konkret: Wie überstehen wir die ersten Weihnachten? Wie gestalten wir Matteos ersten Todestag? Damals organisierten wir ein Abendessen bei uns zu Hause mit Freunden, denen Matteo viel bedeutete und von denen einige an seiner Suche beteiligt waren.

Nach einem solchen Verlust muss man sich die Welt wieder zurechtlegen. Man verliert ein Stück Identität. Man weiss nicht mehr, wer man noch ist.

Wer die anderen noch sind. Wie die anderen einen sehen.

Ich war nicht sicher, ob unsere Familie das aushält. Ich fragte mich: Können wir das? Ertragen wir einander noch? Schaffen wir es zusammenzubleiben? Und schliesslich war da auch die Angst um Nico. Die Angst, noch einmal ein Kind zu verlieren. Dass ihm etwas passiert, dass er einen Unfall hat. Nico wollte sein eigenes Leben leben, er reiste zum Beispiel durch Länder in Mittelamerika, die damals als nicht ungefährlich galten. Ich vereinbarte mit ihm, dass er mir mehr Lebenszeichen schickt, als er das von sich aus getan hätte. Und dass er auch sofort kurz antwortet, wenn ich mich melde.

Heute weiss ich: Wir haben es als Familie geschafft. Und auch als Paar haben wir es geschafft. Natürlich war es nicht immer einfach.

Es ist zum Beispiel bekannt, dass nicht nur das Suizid-, sondern auch das Trennungsrisiko erhöht ist in dieser Zeit. Ich hatte eigentlich keine Angst, dass Andreas gehen und sich ein neues Leben suchen würde. Aber man weiss nie.

Wir konnten auch nicht immer aufeinander eingehen, weil wir so am Limit waren. Da mussten wir einander einfach in Ruhe lassen und die Erwartungen aneinander reduzieren. Es gab Momente, in denen wir unterschiedliche Bedürfnisse hatten.

An den ersten Weihnachten nach Matteos Tod hatten Andreas und ich zum Beispiel einen furchtbaren Streit. Es ging um eine Lappalie beim Joggen: Rennen wir noch weiter, oder gehen wir zurück? Aber in diesem Moment brüllten wir einander an und beleidigten uns. Daheim versuchten wir, den Krach abzuhebeln. Das brauchte Grosszügigkeit. Wir wussten, dass wir normalerweise nicht so miteinander umgehen. Aber jetzt waren wir so überfordert, dass es passierte.

Ich kam damals auch auf radikale Ideen. Zum Beispiel, den Beruf zu wechseln. Aber dann beschloss ich für mich: Ein Jahr lang werde ich keine weitreichenden Entscheidungen treffen. Was stabil ist, bleibt stabil. Was grundsätzlich gut ist, gefährde ich nicht. Unsere Beziehung, unsere Berufe.

Das mag vernünftig klingen, und es stimmt: Wir sind Vernünftige. Das hat uns geholfen.

Andreas, der Vater

Mein letztes Bild von Matteo machte ich zwei Tage vor seinem Tod am Stadtfest. Matteo spielte Horn, ich stand ziemlich weit weg, aber auf der Aufnahme sieht man ihn, wie er im Umzug mitläuft. Einen Tag bevor dieses Foto entstand, war Matteo bei uns zu Besuch gewesen. Wir umarmten uns zum Abschied, und ich wünschte ihm viel Glück für seinen Auftritt am Stadtfest.

Zwei Tage später hielt ich den Abschiedsbrief in der Hand.

Matteo war ein ganz Spezieller. Ich hatte ihn sehr gern, wir standen uns nahe. Er war mein Kind. Matteo hatte eine herzliche Art und eine grosse Verbundenheit zu seiner Mutter und mir. Auch als er schon 20 Jahre alt war, berührten wir uns noch körperlich und umarmten uns. Ich fand das immer sehr schön.

Wenn ich Matteo heute beschreibe, muss ich aufpassen, dass sein Tod nicht alles andere überdeckt. Ich will nicht, dass das Ende bestimmt, wie ich ihn sehe. Deshalb ist es mir so wichtig, zu betonen, wie liebenswert er war. Matteo war ein emotionaler Mensch.

Und manchmal war er eigenwillig. Er hat oft gemacht, was er wollte – und nicht immer das, was er hätte tun müssen. In der Schule zum Beispiel.

Matteo war ein Geniesstyp. Gutes Essen war ihm wichtig. Als Mensch war er für mich eher der Koch als der Chemielaborant. Es gibt ein ikonisches Bild von Matteo, da war er 11 oder 12 Jahre alt. Es zeigt ihn mit einem Freund aus der Nachbarschaft, wie sie zusammen kochen. Als Matteo später eine

«Wenn ich Matteo heute beschreibe, muss ich aufpassen, dass sein Tod nicht alles andere überdeckt.»

Schnupperlehre als Koch machte, gingen meine Frau Barbara und ich in das Restaurant, wo er arbeitete. Er trug eine weisse Kochmütze, als er uns bediente, und war so stolz.

Dass er sich dafür entschied, Chemielaborant zu werden, war vermutlich auch eine Statusfrage. Matteo hatte den Anspruch, etwas zu erreichen, er wollte etwas werden. Aber ihm war nicht ganz bewusst, was man dafür tun muss.

Manchmal frage ich mich, ob Matteo krank war und wir es nicht gesehen haben. Zwei Jahre vor seinem Tod fuhr ich einmal seine Grossmutter nach Hause. Im Auto sagte ich zu ihr: «Ich weiss nicht, ob Matteo vielleicht psychisch krank ist.» Ich dachte an eine Depression. Ich habe Psychologie studiert und habe trotzdem keine Vorstellung davon, wie sich eine Depression anfühlt.

Wir sahen alle, wie viele Schwierigkeiten Matteo hatte, ins Leben zu finden. Trotzdem schätzte ich die Situation nicht als so ernst ein. Ich dachte, wir bekämen das irgendwie hin. Wir sagten Matteo immer: Du kannst jederzeit kommen, um zu reden. Ich glaube, das hat er geschätzt. Aber er kam nicht.

Matteo kapselte sich ab. Ich fand den Zugang zu ihm nicht mehr. Entweder dachte er, er schaffe es allein. Oder er wollte sich nicht helfen lassen.

Einmal sagte ich zu ihm: Jetzt machen wir eine Wanderung, und du kommst mit. Einfach, um miteinander zu reden. Das war fast ein Befehl. Er wollte nicht.

Matteo besass eine Weltkarte, auf der er alle Orte markiert hatte, die er einmal sehen wollte. Ich dachte: Matteo läuft uns vielleicht irgendwann davon. Er geht für ein paar Jahre ins Ausland und ist nicht mehr erreichbar. Das hätte ich mir vorstellen können. Nicht aber, dass er uns auf diese Weise verlassen würde.

Ich kam am Dienstagabend von der Arbeit heim und sah, wie die Ecke eines Briefes aus dem Briefkasten hervorschaute. Was dann alles im Detail passierte, weiss ich nicht mehr. Ich bin auch froh, dass es so ist. Ich will mich gar nicht mehr so genau erinnern. Als ich den Brief herausnahm und sah, dass er von Matteo war, spürte ich sofort, dass etwas nicht stimmte. Ich hätte den Brief nicht einmal lesen müssen. Ich zitterte vom ersten Moment an.

Hatte ich etwas geahnt? Ich glaube nicht. Jedenfalls nicht bewusst. Eine Woche zuvor war Matteo an einer Hochzeit von Pfadikollegen gewesen. Er hat uns ein Selfie von dort geschickt. Es ist ein unscharfes Bild, aber eines mitten aus dem Leben.

Ich las den Brief, ging zu unserer Nachbarin und sagte, dass ich Hilfe brauchte. Sie ist die Mutter eines guten Freundes von Matteo. Dann meldete ich mich bei der Polizei und überlegte, wo er sein könnte. Ein paar Kilometer von uns daheim entfernt steht ein Aussichtsturm. Ich fuhr mit dem Auto hin und suchte nach ihm. Ich versuchte einfach, irgendwie zu funktionieren. Später kamen zwei von Mateos Pfadifreunden zu mir nach Hause. Wir organisierten eine Suche, und als es dunkel wurde, entschieden wir, dass wir sie am nächsten Morgen fortsetzen würden.

Gegen 1 Uhr ging ich ins Bett und versuchte zu schlafen. Eine halbe Stunde später klingelte es an der Tür. Zwei Polizisten standen vor der Tür. Da wusste ich, dass Matteo nicht mehr lebt.

Ich habe den Eindruck, ich hatte in dieser Ausnahmesituation gemacht, was ich konnte. Schuldgefühle habe ich nicht. Für mich ist klar: Matteo wollte nicht gefunden werden.

Um den Abschiedsbrief bin ich froh. Er ist entlastend für uns. Matteo schrieb, er habe uns als gute Eltern erlebt. Wir hätten es gut gemacht. Sein Brief war nicht nur an uns Eltern, sondern an verschiedene Menschen gerichtet, die ihm wichtig waren, seinen Bruder, die Grossmutter, Freunde, den Psychiater.

So hat er sich einzeln von ihnen verabschiedet. Im Brief bat Matteo Barbara und mich, allen die für sie gedachten Abschnitte weiterzugeben. Wir scanneten den Brief ein und gaben ihn den verschiedenen Leuten.

Den Brief gibt es noch. Ich weiss, wo er liegt. 30 Aber ich habe ihn schon lange nicht mehr gelesen.



Bruder Nico: «Später las ich seinen Abschiedsbrief. Matteo erwähnte mich darin – nicht sehr positiv.»

Es ist jetzt mehr als elf Jahre her. Elf Jahre, das ist wahnsinnig lang. Manchmal gibt es noch Tage, an denen alles wieder ganz nahe ist. Wenn das Wetter ähnlich ist wie damals, kann das wie ein Trigger wirken. Oder wenn ich einen Menschen von hinten sehe und dann das Gefühl auftaucht: Das ist Matteo.

Aber die Trigger werden weniger, und ich reagiere auch nicht mehr gleich auf sie. Als ich zu pendeln begann, fuhr morgens immer ein lauter Güterzug vorbei – kurz bevor mein Zug kam. Ich konnte es kaum ertragen. Ich wandte mich ab und stellte mich auf dem Perron mit dem Rücken zur Gleisseite. Das passierte immer wieder. Mit der Zeit wurde es besser. Heute löst es nicht mehr so viel in mir aus.

Ich pendle immer noch. Jeden Tag fahre ich mit dem Zug an der Stelle vorbei, an der Matteo sich das Leben genommen hat. Auf dem Hinweg lese

oder arbeite ich meistens und bin gedanklich woanders. Oft merke ich gar nicht, wenn der Ort kommt. Auf der Rückfahrt, wenn ich mich darauf vorbereite, gleich auszusteigen, geht der Blick eher zum Fenster hinaus. Dann sehe ich: Jetzt sind wir genau da. Aber es hat für mich keine besondere Bedeutung mehr.

Warum das so ist, kann ich nicht sagen. Irgendwie konnte ich Matteos Tod bewusst in mein Leben integrieren.

So etwas lernt man wohl nur mit der Zeit. Mir half eine Kombination aus verschiedenen Dingen: soziale Unterstützung, Reden mit Leuten – und dann gibt es noch das Persönliche. Jeder muss seine eigene Art von Trauer finden. Und akzeptieren, dass es der andere anders macht. Es gab bestimmte Zeiten, als meine Frau Barbara von mir dachte: Jetzt ist er komisch unterwegs. Umgekehrt natürlich auch. Das ist einfach so, das muss man aushalten. Manchmal war ich verschlossen und nicht zugänglich, so dass sich Barbara bestimmte Sorgen machte.

Ich mache schon seit langem Laufsport. Ich habe eine Route, die mich zum Friedhof führt. Dann sitze ich zehn Minuten auf der Friedhofsmauer und denke an Matteo. Und renne danach weiter. Das ist ein Ritual, das mir guttut.

Für mich war es auch wichtig, den Ort zu sehen, wo es passiert ist. Ein Polizist brachte uns zu der Stelle. Ich glaube, das ist ähnlich wie bei einem Flugzeugabsturz: Die Menschen gehen an den Ort, um zu begreifen, was geschehen ist. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es Matteo hier gegangen ist, was er gedacht, gefühlt und gemacht hat. Ich war ihm ganz nah, aber was genau in ihm vorging, weiss ich trotzdem überhaupt nicht. Aber es war gut, dass wir an diesem Ort waren.

In einer Einzeltherapie war ich nicht, aber mit Barbara zusammen in einer Selbsthilfegruppe. Ich weiss noch, wie ich eine Geschichte über Matteo schrieb und sie vorlas. Das machten alle Teilnehmer. Eine schöne Erfahrung.

Barbara und ich hatten von Anfang an einen Konsens: Wir sprechen offen über Matteos Suizid. Es bringt nichts, das zu verheimlichen. Man wird nur krank. Wir redeten auch mit dem Pfarrer darüber, dass ein Suizid oft von Scham begleitet ist. Früher hat man die Menschen, die sich selber getötet haben, ausserhalb der Stadt begraben. Das hat mit Religion zu tun. Für uns stand fest: Es ist so schon schwer genug. Scham darf keine Rolle spielen.

Auch Wut darf keine Rolle spielen. Manchmal fragen mich Leute, ob ich nicht auch wütend sei auf Matteo. Dass er uns das angetan habe. Nein, ich bin nicht wütend. Auf niemanden. Matteo tut mir leid.

Angst, dass unsere Familie auseinanderbricht, hatte ich nicht. Aber eine gewisse Angst um Barbara. Es gibt Statistiken, die besagen, dass Angehörige mehrere Jahre lang ein erhöhtes Risiko für

einen eigenen Suizid haben. Barbara sagte mir zwar, dass das Leben für sie immer noch wertvoll sei. Aber eine leise Sorge blieb. Um mich selber hatte ich keine Angst.

Irgendwann muss man den Schritt machen und es akzeptieren. Man kann es nicht rückgängig machen. Es ist so, Punkt. Man kann damit weiterleben. Wenn man den Verlust als Teil der eigenen Lebensgeschichte annimmt.

Bevor einem so etwas passiert, ahnt man nicht, ob man stark genug ist. Resilient sagt man dazu heute. Man setzt sich ja nicht mit dem Unvorstellbaren auseinander – dem Verlust des eigenen Kindes. Ich habe in der Selbsthilfegruppe eine Aussage gehört, die mir geblieben ist: Wenn die Eltern sterben, verlierst du die Vergangenheit. Stirbt der Partner, verlierst du die Gegenwart. Und stirbt das Kind, verlierst du die Zukunft.

Ich kannte den Begriff der posttraumatischen Belastungsstörung, wenn etwas so Schlimmes passiert, dass man es nicht mehr richtig verarbeiten kann. Was ich nicht kannte, war das posttraumatische Wachstum: die Vorstellung, dass man aus einem schweren Erlebnis auch neue Kraft schöpfen kann.

Irgendwann bin ich auf diesen Begriff gestossen und hatte das Gefühl: Im Grunde haben wir uns in der Familie alle so verhalten. Wir haben versucht, daran zu wachsen, nicht daran zu zerbrechen.

Nico, der Bruder

Das letzte Mal sah ich Matteo am Stadtfest, ein paar Tage vor seinem Tod. Wir liefen uns zufällig über den Weg, sagten Hallo und redeten ein bisschen. Er machte einen fröhlichen Eindruck.

Im Nachhinein habe ich das Gefühl, dass er erleichtert war. Das ist ein bekannter Effekt: Menschen, die den Entschluss gefasst haben, Suizid zu begehen, können erstaunlich ruhig und befreit wirken. Weil sie einen Plan haben und meinen, einen Ausweg zu sehen. Dann fällt alles von ihnen ab. Bei Matteo könnte es auch so gewesen sein. Ich denke nicht, dass es eine Kurzschlusshandlung war.

Matteo und ich hatten keine leichte Beziehung. Wir sind beide nicht die einfachsten Menschen. Wir sind beide stur, er war es noch mehr als ich. Ich bin zwei Jahre älter. Als Kinder machten wir fast alles zusammen, wir teilten am Anfang auch ein Zimmer, spielten zusammen, stritten aber auch oft.

Als Teenies gingen wir eigene Wege. Matteo machte eine Lehre mit Berufsmatura, ich ging an die Kanti. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir uns bereits ein Stück weit auseinandergelebt. Wir sahen uns zwar noch, aber unsere Beziehung war nicht so eng, wie ich es bei anderen Brüdern erlebte. Ich fand das aber auch nicht ungewöhnlich. So war es eben bei uns.

Die grösste Überschneidung, die wir später noch hatten, war die Pfadi. Wir waren beide bis ins junge Erwachsenenalter aktiv.

Ich glaube, wir interessierten uns irgendwann nicht mehr besonders füreinander. Wir waren in unserer je eigenen Welt beschäftigt – ich mit der Kanti und später mit dem Studium an der ETH. Er mit der Ausbildung zum Chemielaboranten und seiner Blasmusik. Nachdem ich nach Zürich gezogen war, verbrachte ich meine Freizeit dort. Matteo wohnte noch länger daheim und hatte dort seine Freunde.

Meine Eltern sagten mir, Matteo habe sich immer mit mir gemessen und verglichen. Ich nahm das gar nicht so wahr. Was aber sicher stimmt: Ich bin sehr kompetitiv. Wenn mich jemand herausfordert, springe ich sofort darauf an. Von daher kam es bestimmt zu Challenges zwischen uns.

Für Matteo war das sicher nicht immer leicht. Für mich war es einfach im Leben. Ich war gut in der Schule, machte keine Probleme. Natürlich gab es auch einmal Streit mit Mitschülern. Einmal wurde ich sogar etwas gemobbt. Aber ich hatte nie eine Krise deswegen. Schule, Prüfungen, Gymnasium, das war alles recht easy. Matteo geriet viel häufiger in Konflikte.

In der Pfadi hatte er keine Probleme, dort gab es keinen Leistungsdruck. Matteo war akzeptiert. In der Pfadi gibt es viele spezielle Charaktere. Die Leute sind, wie sie sind. Meistens lässt man sie machen. Nicht wie in der Schule, wo es so viele Regeln gibt.

Aber in der Lehre lief es ihm gut. Matteo war schlau. Er konnte arbeiten. Aber er war immer Minimalist. Freiwillig machte er nicht mehr als nötig.

Ich merkte irgendwann, dass es ihm nicht gutging. Er war noch verschlossener als sonst und kiffte recht viel. Ich wusste auch, dass er in Therapie war. Aber wir redeten nie darüber. Ich glaube nicht, dass er mit mir hätte sprechen wollen. Und ich wäre nie auf die Idee gekommen, ihn zu fragen.

Wir sind beide Menschen, die nicht gern auf andere zugehen. Bei mir hat sich das inzwischen geändert. Aber damals fiel es mir schwer, mich zu öffnen. Für Matteo war es wohl noch schwerer. Er teilte sein Innerstes ungern mit anderen Leuten. Ich glaube auch nicht, dass er offen mit meinen Eltern sprach. So wie ich ihn kannte, kann ich mir das nicht vorstellen. Er kapselte sich eher ab.

Im Rückblick sehe ich, wie sehr er sich verschlossen hat. Doch dass es so weit kommen würde, hätte ich nie gedacht. Für mich kam es völlig überraschend.

Am Tag, als es passierte, war ich in meiner WG in Zürich. Es standen Prüfungen bevor, ich lernte die ganze Zeit. Am Abend rief mich mein Vater an. Ich wusste sofort: Etwas stimmt nicht. Mein Vater ruft mich nie einfach so an. Einmal hatte er telefoniert, als meine Mutter einen Unfall hatte. Aber

sonst eigentlich nie. Er sagte, Matteo sei verschwunden. Mehr wollte er mir nicht sagen. Aber ich spürte, dass etwas Schlimmes passiert sein musste.

Wir vereinbarten, dass ich am nächsten Tag nach Hause kommen würde. Dann ging ich ins Bett und konnte erstaunlich gut schlafen.

Am nächsten Morgen traf ich in Zürich meine Mutter, die von einer Arbeitsreise nach Deutschland gekommen war. Wir fuhren gemeinsam im Zug heim. Wir wussten noch nichts. Aber wir ahnten, was kommen würde.

Später las ich seinen Abschiedsbrief. Matteo erwähnte mich darin – nicht sehr positiv. An den genauen Wortlaut erinnere ich mich nicht mehr. Er machte mir zwar keine Vorwürfe, stellte aber unser schwieriges Verhältnis in den Vordergrund. Ich dachte: Das ist jetzt halt wieder mein Bruder. Aber der Brief machte mich nicht fertig. In diesem Moment war anderes viel wichtiger. Der Verlust selbst, das Begreifen, was passiert war.

Der Brief ist bis heute nicht besonders bedeutend für mich. Ich habe ihn seit damals auch nie mehr gelesen.

Was genau in Matteo vorging, weiss ich nicht. Ich weiss auch nicht, ob es in seiner Therapie eine Diagnose gab. Sie würde für mich nicht viel ändern. Ich habe meine eigene Erklärung. Für mich ist es die Kombination aus Sturheit und dem Unvermögen, über Probleme zu reden.

Was mich aber mehr beschäftigte, als einen Grund zu finden, war der Trauerprozess. Wie ich das Loch füllen kann.

Es brauchte Zeit. Ich habe mir immer gesagt: Ich will mein Leben weiterleben. Ich lasse nicht zu, dass dieser Tod mein Leben kaputtmacht.

Ich bin ein Mensch, der schnell nervös wird, wenn er nichts machen kann. Das Wichtigste war, mich von Anfang an zu beschäftigen. Eineinhalb

«Im Frühling bin ich zum ersten Mal Vater geworden. Da ist vieles noch einmal hochgekommen: Könnte das meinem Sohn auch passieren?»

Monate nach Matteos Tod hatte ich Prüfungen, ziemlich schwierige Prüfungen. Ich nahm mir vor: Das mache ich jetzt. Das ziehe ich durch. Einerseits, um mich abzulenken. Andererseits, weil ich keine Lust hatte, die Prüfungen nicht zu bestehen und nochmals von vorne zu beginnen.

Ausserdem trieb ich viel Sport und ging in einen Pfadikurs, zu dem ich schon angemeldet war. Zum grössten Teil machte ich einfach weiter – so wie ich es auch getan hätte, wenn es nicht passiert wäre.

Eine Zeitlang ging ich in eine Selbsthilfegruppe. Der Austausch mit anderen half mir, meine Gedanken zu ordnen. Ich merkte vor allem, wie unterschiedlich die Menschen damit umgehen.

In den ersten ein, zwei Jahren war Matteos Tod ein Dauerthema für mich. Es war immer in meinem Kopf. Filme oder Bücher triggerten mich. Sie mussten nicht einmal von Suizid handeln. Es genügte, wenn ein Mensch jung starb. Dann war Matteo sofort wieder präsent. Es konnte auch aus dem scheinbaren Nichts heraus passieren, dass die Erinnerung, wie Matteo gestorben ist, plötzlich wieder da war. Diese Momente sind selten geworden. Heute habe ich viel mehr Abstand.

Ich weiss nicht, wie man das schafft. Ich bin nicht einmal sicher, ob man es selber bestimmen kann. Das hängt wohl mit der eigenen Persönlichkeit zusammen – und damit, wie resilient man ist.

Ich bin Ingenieur und glaube nicht an Übernatürliches oder das Leben nach dem Tod. Das ist für mich klar, seit ich ein Kind bin. Das hilft sicher auch, dem Tod rational zu begegnen. Nichts gegen Leute, die an etwas glauben. Wenn es ihnen hilft, ist das gut so. Aber für mich kommt es nicht infrage.

Ich denke, bei den andern in unserer Familie ist das ähnlich, wir sind auch nicht religiös. Als Kinder bekamen wir manchmal homöopathische Kügelchen. Aber sonst sind wir sehr nüchtern. Also muss man auch einen entsprechenden Umgang mit dem Tod finden.

Für mich hiess das, Matteos Tod anzunehmen, so schwer es war. Ich habe meinen Frieden mit ihm gefunden.

Ich machte mir keine Vorwürfe, sondern wusste von Anfang an: Es ist nicht mein Fehler. Natürlich habe ich mir Fragen gestellt. Ob ich etwas hätte machen können. Aber ich weiss, dass ich es nicht hätte verhindern können. Matteo wollte es so. Ich glaube nicht, dass man ihn hätte aufhalten können.

Irgendwann ging es darum, wie wir als Familie damit umgehen. Wir rückten näher zusammen. Am Anfang machte ich mir Sorgen um meine Eltern. Ich vermutete, dass es sie noch stärker getroffen hatte als mich. Ich versuchte ihnen zu helfen, war öfter bei ihnen und unterhielt mich mit ihnen. Aber grundsätzlich hatte ich das Gefühl: Meine Eltern, die können das. Sie sind so starke Persönlichkeiten.

Wir treffen uns immer noch an Matteos Geburtstag oder seinem Todestag und essen gemeinsam. Matteos Tod ist dann schon noch ein Thema. Aber nicht nur. Was sollen wir dazu noch sagen? Wir haben ja schon alles gesagt. Und alle Fragen und Zweifel so oft hin und her gewälzt. Es beschäftigt uns alle noch, aber es beherrscht uns nicht mehr.

Ich glaube, wir sind als Familie alle einigermassen heil herausgekommen und haben ins Leben zurückgefunden. Aber eine Narbe bleibt.

Matteos Tod hat mich offener und empfindlicher gemacht. Ich habe gelernt, dass es etwas bringt, wenn man über Probleme spricht. Und ich habe mehr Verständnis für Menschen in Krisen. Ich kann besser auf sie zugehen und sagen: Hey, ich hoffe, es geht dir bald besser, ich hoffe, du schaffst das.

Im Frühling bin ich zum ersten Mal Vater geworden. Da ist im Vorfeld vieles noch einmal hochgekommen. Fragen wie: Könnte das meinem Sohn auch passieren? Und wie schaffen wir es als Eltern, alles möglichst richtig zu machen? Angst habe ich nicht. Aber es beschäftigt mich, ich habe auch mit meiner Frau darüber geredet. Es war nicht das Hauptthema, die Vorfreude war viel grösser. Aber etwas Sorge schwang mit.

Matteos Tod wird ein Teil meines Lebens bleiben. Irgendwann werde ich meinem Sohn sagen, wer sein Onkel war und was passiert ist.

Ruth, die Tante

Ein, zwei Tage bevor Matteo entschied, nicht mehr bei uns zu sein, machte ich ein Foto von ihm. Es war an der Musikfestwoche am Stadtfest. Ich stand nur fünf Meter entfernt von ihm, aber anders als sonst konnte ich keine Verbindung herstellen. Er schaute mich nicht an und machte ein ernstes Gesicht. In dem Moment war meine Erklärung: Er ist voll in seiner Musik drin und in einer anderen Welt. Abends zeigte ich das Foto meinem Mann und sagte: Schau, ich habe Matteo gesehen. Aber er ist irgendwie so weit weg.

Als dann der Anruf kam, sagte mein Mann: Du musst dich hinsetzen. Aber da wusste ich schon, dass Matteo etwas passiert ist.

Matteo und ich hatten eine besondere Beziehung. Ich war seine Kindergärtnerin, heiratete einen Bruder seines Vaters und wurde seine Tante.

Für mich als Kindergärtnerin war Matteo ein Traumkind. Ein Jahr lang kam er zu mir in die Gruppe. Er sprudelte vor Ideen, war spontan, impulsiv.

Ich erinnere mich, wie wir Piraten spielten, wir gingen hinaus in den Garten, hissten eine Fahne, sagten einen Spruch – und Matteo war so begeistert. Ich schloss ihn sofort ins Herz.

Im Kindergarten und bei Familientreffen sagte er Frau Seiler zu mir. Wir machten ab, dass er mich Ruth nennen darf, sobald er in die Schule kommt. Da war er wahnsinnig stolz. Von da an verband uns eine schöne Nähe. Wir hatten uns sehr, sehr gern. Bis ins Erwachsenenalter.

Auch wenn wir uns länger nicht sahen – die Verbindung war immer sofort da. Wir freuten uns jedes Mal, wenn wir uns begegneten, an Festen, an Weihnachten, in den Ferien. Und diese Freude dauerte an bis zum nächsten Mal. Ich bin die Tante von vielen Kindern. Aber so wie mit Matteo ist es selten.

Manchmal hörte ich aus der Familie, Matteo sei nicht kommunikativ. Aber wir schwatzten gern zusammen. Ich fragte ihn zum Beispiel, wie es in der Schule laufe. Ich wollte nie wissen, ob er gute Noten hat. Mich interessierte nur, ob es ihm wohl ist. Oft war das leider nicht der Fall.

Ich weiss, dass er mir nicht alles erzählte. Wenn es zum Beispiel um seine Therapie ging, war er sehr kurz angebunden. Das akzeptierte ich, und wir redeten über etwas anderes. Ich bin ein Mensch, der sagt: Ich habe dich gern, jetzt nehme ich dich in den Arm. Das wollte er nicht. Auch das war in Ordnung. Wir spürten beide auch so, dass wir uns wichtig sind.

Dass ich kurz vor seinem Tod keinen emotionalen Zugang zu ihm gefunden hatte, beschäftigte mich sehr lange. Hätte ich es spüren müssen? Hätte ich Matteo anrufen und fragen müssen, ob es ihm nicht gutgeht? Wäre es dann nicht passiert? Ich habe mir Vorwürfe gemacht.

Heute weiss ich: Ich hätte es nicht ändern können. Matteo war überzeugt davon, dass das der richtige Weg ist. Er wollte uns nicht zur Last fallen. Das ist eine komische Logik. Aber für ihn ergab sie wohl Sinn.

Manchmal überlege ich mir auch: Matteo war ja in Therapie. Hätte man dort nicht merken müssen, wie verzweifelt er war? Aber dann lasse ich diesen Gedanken wieder los. Es bringt nichts.

Wenn etwas Schlimmes passiert, funktioniere ich wie eine Maschine. Ich kam damals richtig in einen Helfermodus. Es standen so viele Entscheidungen für Matteos Eltern an: Wollt ihr einen Gottesdienst? Möchtet ihr ein Grab, eine Urne? Was ist mit der Todesanzeige? Natürlich waren Barbara und Andreas überfordert. Wie könnte es auch anders sein.

Also versuchte ich die beiden zu unterstützen, so gut es ging. Ich half mit, die Todesanzeige zu schreiben und Matteos Wohnung zu räumen. Ich fand, ich stehe etwas mehr ausserhalb der Familie und kann das besser ertragen. Matteos Nachttischchen und seine Steinsammlung haben jetzt bei uns ihren Platz.

Ich wurde streng katholisch erzogen und hatte meinen Glauben nicht immer gern. Aber Kirchen sind Kraftorte für mich, sie ziehen mich an. Wenn wir zum Beispiel in die Ferien fahren, zünden wir dort vorher eine Kerze an. Rituale sind mir wichtig. Als Matteo starb, konnte ich auf meine katholische Erziehung zurückgreifen, um Barbara und Andreas zu begleiten. Mit dem Glauben hatte ich etwas, das mich erdete und es mir ermöglichte, aktiv zu werden.

Im Aktivwerden bin ich gut. In dem Moment lasse ich wenig Emotionen zu. Die kommen erst später.

Irgendwann musst du mit dieser weltverändernden Tatsache zurechtkommen. Dann beginnt der Bearbeitungsprozess der Trauer. Und der dauert lange. Ich muss zum Beispiel viel reden, es sprudelt

dann nur so aus mir heraus. Ich war zu dieser Zeit bei einem Psychologen in einer Laufbahnberatung. Ich rief ihn an und sagte: Ich muss jetzt unbedingt zu dir kommen und reden. Die Treffen mit ihm haben mich aufgefangen.

Und ich musste mich einlesen. Eigentlich lese ich keine Sachbücher. Aber im Zusammenhang mit Matteos Tod habe ich sehr viel Fachliteratur gekauft. Ich versuche, in allem das Positive zu sehen. So bin ich einfach. Das kostet Kraft – manchmal merke ich erst später, wie viel.

Dann war da noch der Abschiedsbrief. Andreas sagte zu mir: Es steht auch etwas über dich drin, Ruth. Willst du ihn lesen? Ich wollte nicht. Ich habe den Brief bis heute nicht gelesen. Es genügt mir zu wissen, dass Matteo mich erwähnt hat. Das berührt mich.

Es gibt noch etwas, das mir bis heute nahegeht. Als wir an Matteos Sarg standen, erzählte mir Barbara, sie hätten bei ihm in der Wohnung eine Glas-kugel gefunden. Wir hatten sie im Kindergarten gebastelt. Dass er diese Kugel behalten hat ... Wir legten sie ihm in den Sarg. Ich muss fast weinen, wenn ich daran denke.

Ich glaube, Trauer hört nie ganz auf. Sie verändert nur ihre Form. Ich akzeptiere, dass ich auch heute noch manchmal traurig bin. Es holt mich immer wieder ein. Ich habe auch einen Sohn, der mit mir über Matteo reden will.

Elias war damals vier Jahre alt. Er und Matteo waren ein Herz und eine Seele, trotz dem grossen Altersunterschied. Wenn sie einander sahen, klebten sie aneinander. In den Winterferien fuhren sie zusammen Schlitten.

Nach seinem Tod fragte Elias: Wo ist Matteo? Damals sagte ich ihm, er sei jetzt bei den Sternen. An der Beerdigung stellten wir eine Feuerschale auf und verbrannten Zettelchen mit Nachrichten für Matteo und schauten, wie der Rauch in den Himmel stieg. Elias sagte damals zu mir: Mami, ich sehe Matteo bei den Sternen, wie er all die Nachrichten liest und sich freut.

Vor einem halben Jahr wollte Elias wissen, was wirklich passiert ist. Er ist jetzt 15. Da habe ich es ihm erzählt, und er hat sehr einfühlsam reagiert.

Manchmal habe ich Angst um Elias. Ich sagte schon zu Barbara: Was ist, wenn ich bei ihm etwas verpasse? Wenn ich etwas nicht sehe, was ihn bedrückt? Ich gehe Elias manchmal vermutlich ziemlich auf den Keks. Weil ich ihn ständig frage: Ist etwas?

«Manchmal überlege ich mir auch: Matteo war ja in Therapie. Hätte man dort nicht merken müssen, wie verzweifelt er war?»



Tante Ruth: «Er schaute mich nicht an und machte ein ernstes Gesicht. In dem Moment war meine Erklärung: Er ist voll in seiner Musik und in einer anderen Welt.»

Kannst du mir erklären, was dich beschäftigt? Wenn Elias eine Krise schiebt, läuten bei mir alle Alarmglocken. Ich weiss, dass das mein Problem ist, und versuche, einen besseren Umgang damit zu finden.

Aber grundsätzlich bin ich stolz, dass Elias mit mir spricht, wenn er Sorgen hat. Das ist etwas, das Matteo mich gelehrt hat: Reden ist so wichtig. Es gibt immer wieder Momente, in denen mir bewusst wird, was ich durch Matteo verstanden habe. Vor allem über Abschied und das Loslassen. Ich bin mir noch bewusster, wie zerbrechlich das Leben ist.

Aus dieser Bewusstheit heraus entsteht der Wunsch, Erinnerungen lebendig zu halten. Wenn Barbara und ich uns treffen, sprechen wir immer über Matteo. Ob beim Nachtessen oder bei der Pediküre: Matteo ist präsent. Auch wenn wir manchmal heulen könnten – uns tut das Reden gut.

Ich glaube, es gibt nichts, worüber ich nicht reden würde. Auf Tabuisierungen bin ich allergisch. Gerade über Suizid muss man reden. Wobei ich nicht gern Suizid sage. Ich muss es umformulieren, damit es für mich stimmt: Jemand hat sich entschieden zu gehen.

Wenn man offen darüber redet und es alle wissen, wird man auch darauf angesprochen. Ich finde das gut. Auch wenn es nicht immer einfach ist.

An Matteos Todestag bringe ich immer ein buntes Blumenkränzchen an sein Grab. Dann mache ich ein Bild vom Strauss am Grabstein und schicke es Andreas und Barbara. Das ist mein Ritual. Am nächsten Tag ist das Kränzchen meist schon von Schnecken zerfressen. Früher fand ich das traurig. Heute denke ich: Es ist gut so. Es zeigt, dass alles weitergeht.

Am Grab rede ich mit Matteo und sage: Deine Welt wäre jetzt auch so farbig wie diese Blumen. Es ist traurig, bist du nicht mehr da. Wir vermissen dich. Und ich frage ihn: Willst du mir jetzt sagen, warum? Das ist immer noch meine Frage, jedes Jahr.

Ich werde sie wahrscheinlich mein Leben lang stellen. Und es nie verstehen. Vielleicht ist das auch nicht nur schlecht. Wenn ich es wüsste, würde ich innerlich vielleicht einen Haken dahintersetzen – und nicht mehr so oft ans Grab kommen oder an ihn denken.

Ich bin überzeugt, wenn Matteo etwas älter geworden wäre, wäre er diesen Weg nicht gegangen. Er hatte seine innere Ruhe, seine Mitte einfach noch nicht gefunden. Er war ein suchender Mensch. Ich musste auch 30 Jahre alt werden, bis ich zu mir selbst gefunden hatte.

Die Zeit, zu reifen, hätte ich Matteo auch gewünscht.

Flurin Clalüna ist NZZ-Folio-Redaktor.
Isabel Seliger ist Illustratorin, sie lebt in Berlin.

Wenn Sie selbst Suizidgedanken haben oder jemanden kennen, der Unterstützung benötigt, wenden Sie sich bitte an die Berater der Dargebotenen Hand. Sie können diese vertraulich und rund um die Uhr telefonisch unter der **Nummer 143** erreichen. Spezielle Hilfe für Kinder und Jugendliche gibt es unter der **Nummer 147**. Vereine wie Refugium und Trauernetz unterstützen Angehörige nach einem Suizid.



Der Geschmack von Heuschrecken wird oft als «nussig» oder «erdig» beschrieben.

Keine Schmetterlinge im Bauch

Jean-Yves Cuendet stand einst auf dem Olympia-podest, dann steigt er ins Geschäft mit essbaren Insekten ein. Der Ekel erweist sich als der härteste Gegner seines Lebens.

Von *Barbara Klingbacher*, Bilder *Laurence Kubski*

Wäre die Geschichte von Jean-Yves Cuendet eine Erfolgsgeschichte, würden sich rückblickend alle Etappen ineinanderfügen. Die Karriere als Spitzensportler in Nordischer Kombination, bei der er Eigenschaften trainierte, die auch einen Firmengründer ausmachen – Mut, Intuition und Präzision im Skispringen; Ausdauer, Disziplin und Willensstärke im Langlauf. Das Wirtschaftsstudium, wo er lernte, ökonomisch zu denken. Die Jahre als Produktmanager, in denen es darum ging, Menschen für Güter zu begeistern. Wäre dies eine Erfolgsgeschichte, würde auch der Satz anders klingen, mit dem Cuendet einst seine Familie beschrieb: Sie habe ihm nicht das Siegen beigebracht – sondern die Fähigkeit, niemals aufzugeben.

Aber diese Geschichte ist keine Erfolgsgeschichte. Und Durchhaltevermögen vielleicht nicht nur eine Stärke.

Jean-Yves Cuendet, 55, ist ein aussergewöhnlich zäher Unternehmer – und ein aussergewöhnlich ehrlicher. Er benennt Rückschläge schonungslos wie ein Sportler, der Videoaufnahmen eines Wettkampfs analysiert. Cuendet ist «Entomopreneur», eine Wortschöpfung aus Entomologie und Entrepreneur. Als Insektenunternehmer entwickelt und vertreibt er Produkte aus Mehlwürmern, Grillen und Heuschrecken.

Doch an diesem Dienstag im November sitzt Cuendet im Hinterzimmer eines Kiosks im waadt-ländischen Jura. Der kleine Laden in Le Sentier stand monatelang leer, bevor Cuendet ihn kürzlich übernommen hat. Der Entomopreneur verkauft hier Zeitschriften, Rubbellose und Zigaretten wie jeder andere Kioskbetreiber auch. Doch Cuendet hat sein Insekten-Business nicht aufgegeben. Er arbeitet jetzt einfach doppelt so hart. An sieben Tagen pro Woche steht er elf Stunden in seinem Kiosk. Über Mittag und nach Feierabend widmet er sich seinen Insekten-burgern, -chips oder -cookies und bearbeitet die Bestellungen, die in seinem Online-Shop Gourmetbugs eingegangen sind. Manchmal, an sehr guten Tagen, sind es zwanzig. Manchmal ist es nur eine.

Warum er einen Kiosk übernommen hat? Weil dieses Dorf einen brauche, antwortet Cuendet. Und weil er ja irgendwie Geld verdienen müsse. Die Insekten haben ihm in den vergangenen acht Jahren nichts eingebracht. Doch auch der Kiosk läuft noch nicht wie erhofft. Mit den Frequenzen ist Cuendet zufrieden, aber die Margen seien in dieser Branche extrem tief. Vor ein paar Tagen hat er seinen Stundenlohn im Kopf überschlagen: «Momentan sind es 90 Rappen», sagt er.

Sind Insekten die Proteinquelle der Zukunft?

Cuendet hat mit seinem Startup für essbare Insekten eigentlich vieles richtig gemacht. Als er seine Firma im März 2018 gründete, wählte er ein Geschäftsfeld, in dem er sich auskannte, und ein Produkt, das den Nerv der Zeit zu treffen schien. Ernährung hatte ihn bereits als Spitzensportler interessiert. In den 1990er Jahren gewann Cuendet im Team Bronze an den Olympischen Spielen und den Weltmeisterschaften. Nach dem Wirtschaftsstudium wechselte er zu Rivella, später zu Dabso, wo er internationale Food-Marken wie Fisherman's Friend betreute.

Auf einer Fachmesse für Lebensmittel biss er 2015 in sein erstes Krabbeltier – eine Heuschrecke. Das war kein Aha-Moment. Doch als er später für seinen Arbeitgeber neue Geschäftsfelder suchte, stiess er wieder auf Insekten. Die Produkte, die er probierte, überzeugten ihn nicht. Aber die Idee dahinter liess ihn nicht los. «Je mehr ich las, desto sicherer war ich: Es ist sinnvoll, Insekten zu essen.»

Ein Bericht der Uno-Welternährungsorganisation (FAO) hatte Insekten 2013 als Proteinquelle der Zukunft ausgemacht. Danach galten sie als neues Superfood. Sie liefern so viel Protein und Mikronährstoffe wie Fleisch, sind aber gesünder. Sie benötigen einen Bruchteil vom Platz, Wasser und Futter herkömmlicher Nutztiere und stossen deutlich weniger CO₂ aus. Auch die moralischen Bedenken schrumpfen, sobald es um zusammengepferchte Würmer statt Schweine



Jean-Yves Cuendet ist «Entomopreneur», was so viel bedeutet wie «Insektenunternehmer».

geht. Und ausserdem ist das neue Superfood gar nicht neu. In Teilen von Asien, Afrika und Lateinamerika stehen Insekten längst auf dem Speiseplan.

Als Cuendet seinen Job kündigt und Entomopreneur wird, scheint es nur eine Frage der Zeit, bis die Menschen in Europa erkennen, dass es vernünftig ist, Insekten zu essen. Doch leider sind Menschen nicht vernünftig, wenn es ums Essen geht. Von Heuschrecken auf dem Teller bekommen sie keine Schmetterlinge im Bauch.

Warum unreine und geliebte Tiere eklig sind

Insekten mögen die Proteinquelle der Zukunft sein, aber sie treten gegen eine Emotion aus der Steinzeit an: Ekel, ein Schutzmechanismus gegenüber verdorbener Nahrung, Gift und Krankheitserregern. Die Fähigkeit, sich zu ekeln und auf den Geruch von Verwesung, auf Bitterstoffe oder schmierige Substanzen mit Würgereiz zu reagieren, ist dem Menschen angeboren. Wovor genau wir uns zu ekeln haben, bringt uns das Umfeld bei. Kleinkinder stecken fast alles in den Mund; erst die Reaktion der Erwachsenen zeigt ihnen, was «iiih» und «wäääh» zu sein hat. Diese Lektionen fallen weltweit unterschiedlich aus. Was in der einen Kultur tabuisiert ist, gilt in der nächsten als Delikatesse.

Nahrungstabus beziehen sich fast immer auf Tiere, nicht auf Pflanzen. Manche sind in den Religionen verankert, wie Schwein bei Muslimen und Juden oder Rind bei den Hindus. Andere sind kulturell gewachsen. In China isst man Hunde, in Peru Meerschweinchen, auf den Philippinen Ratten – Fleisch, das wir hier nicht anrühren. Umgekehrt mögen in der Schweiz viele Leute Pferd, was in den USA oder Grossbritannien verpönt ist.

Am mächtigsten wirkt ein Nahrungstabu, wenn ein Verbot mit Ekel verknüpft wird. Schliesslich fällt es leicht, auf eine unerlaubte Speise zu verzichten, vor der wir uns ekeln. Als eklig erscheint uns Fleisch von Tieren, die man als «unhygienisch» oder «unrein» etikettiert. Oder von solchen, die wir so stark zur Familie zählen, dass sich ihr Verspeisen fast wie Kannibalismus anfühlt – ein Tabu, das in fast allen Kulturen gilt.

Tabus werden über Generationen weitergegeben, aber sie sind nicht unabänderlich. Manche kommen

dazu. Andere schwächen sich ab oder verschwinden in Zeiten der Not. Und manchmal lernen die Menschen auch, etwas zu mögen, vor dem sie sich anfangs ekeln. In der Schweiz ist das beim schleimig-rohen Fisch im Sushi passiert und bei den madenähnlichen Crevetten, den «Kakerlaken der Meere». Und genau diese Beispiele lassen die Insektenbranche hoffen.

Jean-Yves Cuendet ist sich sicher, dass die Fakten zu den Speiseinsekten die Leute überzeugen werden, so wie sie ihn überzeugt haben. Aber er ist nicht naiv. Für seine ersten Produkte – Donuts etwa, Cookies oder Balls – verwendet er Insektenmehl. Krabbeltiere und Würmer zu essen, ist einfacher, wenn man sie nicht als solche erkennt.

Cuendet ist 2018 nicht der einzige Entomopreneur – und auch nicht der erste. Das Startup Essento, 2013 an der ETH entstanden, experimentierte schon länger mit essbaren Insekten, veranstaltete Degustationen und stiess eine entscheidende Gesetzesänderung an: Die Schweiz liess im Mai 2017 Mehlwürmer, Grillen und Heuschrecken offiziell als Lebensmittel zu, als erstes Land Europas.

Seit diesem Moment kribbelt es in der Branche. Der Coop nimmt Insektenburger von Essento ins Sortiment auf. Die Migros lanciert mit Mi Bugs eine eigene Marke mit getrockneten Mehlwürmern, Grillen und Heuschrecken und bietet in ihren Klubschulen Kochkurse dazu an. Rezeptbücher erscheinen, Restaurants schreiben Insekten auf die Karte. Weltweit steigen Investoren ein und finanzieren Farmen in Europa, Kanada und den USA. Die Food-Revolution scheint unmittelbar bevorzustehen.

Cuendet entwickelt Produkte; die Insekten dafür kauft er bei Züchtern ein. Im Spätherbst 2018 kontaktiert er Entomos, die grösste Schweizer Insektenzucht. Das Spin-off der Andermatt Group, die mit biologischem Pflanzenschutz erfolgreich ist, begann bereits 2009 mit der Zucht von Insekten – nicht für den Teller, sondern für die Medizin, wo man sterile Maden bei der Wundbehandlung einsetzt. Später baute die Firma eine Zucht für Speiseinsekten auf und erhielt als weltweit erster Betrieb ein Bio-Zertifikat.

Doch die Nachfrage bleibt kleiner als erwartet. Als Cuendet bei Entomos nach Insekten fragt, erfährt er, dass der Betrieb aufgegeben werden soll. Und dann kauft er statt Insekten gleich eine ganze Zucht. Vielleicht ist das der Langläufer in ihm: Hat Cuendet ein Ziel vor Augen, blendet er Zweifel aus. Dabei seien die Zahlen der Firma wenig überzeugend gewesen: «Es war ein irrationaler Bauchentscheid.»

Anfang 2019 mietet sich Cuendet in einer ehemaligen Fabrik im schwyzerischen Freienbach ein, zügelt Hunderte Kisten und lässt sich vom früheren Chef von Entomos erklären, wie eine Insektenzucht funktioniert. Es ist kompliziert. Sie muss ein geschlossenes System sein, damit keine Bakterien oder Mikroben hineingelangen, und es braucht verschiedene Bereiche für Aufzucht, Erhitzung, Kühlung,



Mehlwürmer sind die Larven des Mehlkäfers. Gefriergetrocknet bestehen sie aus fast 50 Prozent Protein.

Ausserdem hat jedes Insekt eigene Anforderungen: Mehlwürmer gedeihen bei 26 Grad, Grillen bei etwas mehr als 30 Grad. Bei den Heuschrecken wird es wegen der Lampen bis zu 60 Grad heiss – sie brauchen als einzige Licht. Überhaupt sind Heuschrecken aufwendig: fressen teures Katzengras und müssen einzeln von Hand geerntet werden.

Cuendet spannt mit einem anderen Jungunternehmen zusammen, der Insekterei. Man teilt sich Arbeit und Kosten, doch die Zucht bleibt ein Verlustgeschäft. «Unsere Qualität war die beste auf dem Markt», sagt Cuendet. «Aber unsere Kosten waren zu hoch.» Obwohl so viel über Insekten gesprochen wird, bleibt die Nachfrage gering – auch weil Produkte aus dem Ausland billiger sind. Interessenten aus Deutschland gäbe es zwar, doch dort sind essbare Insekten noch nicht zugelassen. Es wird ein Wettlauf gegen die Zeit.

Aber Cuendet weiss: Auch wenn man in einem Rennen zurückliegt, kann man es noch drehen. Also gibt er Grillen und Heuschrecken auf und setzt auf die genügsamen Mehlwürmer. So könnte der Betrieb rentieren, hofft er. Doch dann kommt Dieter Meier.

Die Macht des Ekels

Der Yello-Musiker und Unternehmer ist einst mit Wein und Rindfleisch in die Lebensmittelbranche eingestiegen. Jetzt will er eine eigene Schokoladenfabrik aufbauen. Und zwar im gleichen Gebäude, in dem Cuendet seine Insekten aufzieht. Platz hätte es genug gehabt für beides, sagt Cuendet. «Aber Meier

wollte keine Insektenzucht in der Nähe seiner Schokolade.» Und so muss er mit Entomos nach nur einem Jahr bereits wieder ausziehen.

Cuendets Insektenzucht ist dem Prinzip der Ansteckung zum Opfer gefallen, einem der zentralen Gesetze des Ekels, die der amerikanische Psychologe Paul Rozin untersucht. Haben wir etwas als eklig etikettiert, überträgt sich unsere Abscheu durch blossen Kontakt auf andere Dinge – selbst dann, wenn objektiv keine Gefahr besteht. Als Rozin in einem Experiment eine Plastikkakerlake in ein Glas Saft tunkte, weigerten sich die meisten Probanden, einen Schluck davon zu nehmen. Obwohl er ihnen erklärt hatte, dass das Plastikteil ein steriles Objekt sei, fanden sie den Saft nun eklig.

Insekten haben aber noch ein grundsätzliches Problem: Sie können unseren «Kernekel» wecken, also den angeborenen Schutzmechanismus. Weil Insekten oft in der Nähe von Aas, verrotteter Nahrung oder Fäkalien vorkommen, interpretiert unser Hirn sie automatisch als Hinweis auf Gefahr. Information hilft nur bedingt gegen die Emotion. Wir ekeln uns, selbst wenn wir wissen, dass diese Insekten aus einer sterilen Zucht stammen, dass sie unbedenklich, gesund und gut für die Umwelt wären. «Ekel ist bemerkenswert unempfindlich gegenüber Fakten», schreibt Rozin.

Nach dem Rausschmiss in Freienbach gibt Cuendet die Zucht nicht auf. Er spannt mit Ensectable zusammen, einem anderen Startup, das Mehlwürmer

züchtet. Doch die Entomopreneure bekommen es nun mit einem neuen Gegner zu tun: den pflanzenbasierten Fleischersatzprodukten.

Es ist ein ungleicher Wettkampf. Die Hersteller sprechen die gleiche Zielgruppe an, kämpfen aber nicht mit den gleichen Problemen. Niemand ekelte sich vor Erbsen oder Sojabohnen. Die Zielgruppe der Konkurrenz ist sogar grösser, weil sie Vegetarier und Veganer einschliesst, die keine Insekten essen mögen.

Während die pflanzenbasierten Ersatzprodukte boomen, sinkt die Nachfrage nach Insekten in den folgenden Jahren ab. Eine Reihe von Entomopreneuren hat inzwischen aufgegeben. Die Insekterei ist verschwunden, die Mehlwurmzucht Ensectable ebenfalls. Die Migros hat Mi Bugs eingestellt; beim Coop gibt es die Essento-Insektenprodukte nur noch im Online-Shop und in grösseren Filialen. Und auch im Ausland haben mehrere Farmen kapituliert – oder sie konzentrieren sich auf Insekten als Futter für Nutz- und Haustiere, die sich vor nichts ekeln.

Cuendet aber macht weiter. Er glaubt nicht nur an die Macht der Fakten, sondern auch daran, dass die Menschen ihre Abscheu vor Insekten überwinden, wenn sie sie probieren. Das hat er an Degustationsständen und in Schul-Workshops immer wieder erlebt: Anfangs hätten sich die Leute gesträubt, aber wenn sie dann doch ein Cookie oder Chips aus Insektenmehl versucht hätten, sei die Reaktion meist gewesen: «Das ist gar nicht so schlimm, wie ich dachte.»

Wobei sich auf «nicht so schlimm wie gedacht» schlecht ein Geschäft aufbauen lässt.

Das Argument der Nachhaltigkeit wirkt kaum
Vielleicht basierte die anfängliche Euphorie für Speiseinsekten auf einem Denkfehler. Schon der Vergleich mit Sushi oder Crevetten greift zu kurz. Menschen überwinden ihren Ekel nicht ohne Grund. Essen hat immer auch mit Status zu tun. Wir begehren das, was jene essen, zu denen wir gehören wollen. Die Schweizer begannen Sushi und Crevetten zu mögen, weil diese Gerichte hierzulande anfangs teuer und damit einer oberen Schicht vorbehalten waren. Und was den Reichen schmeckt, muss gut sein.

Experimente zeigen immer wieder, dass der Preis beeinflusst, wie die Qualität wahrgenommen wird. Das funktioniert auch bei Insekten: Als man Versuchsteilnehmern einen «Premium»-Insektenburger für 14.99 Euro und eine günstige 2.99-Euro-Variante vorsetzte, bewerteten sie den teuren als besser – obwohl es der gleiche Burger war.

Doch der Preis allein macht Insekten nicht zum Luxusgut. In unserer Vorstellung werden Insekten von Menschen in Afrika oder Asien verspeist, die wenig anderes haben. Warum also sollten wir uns überwinden, die «Nahrung der Armen» zu essen – und erst noch teuer dafür bezahlen? Ach ja, wegen der Umwelt... Eine Überblicksstudie zur Akzeptanz von Speiseinsekten von 2023 zeigt, dass das Argument

der Nachhaltigkeit so gut wie gar nicht zieht. Etwas wirksamer ist jenes vom persönlichen Nutzen, also der eigenen Gesundheit, doch auch das bleibt ein schwacher Faktor. Der stärkste Treiber, überhaupt Insekten zu probieren, ist Neugierde oder eine frühere Erfahrung – wer bereits einmal Insekten gegessen hat, kann sich eher vorstellen, das wieder zu tun.

Die meisten tun es dann aber doch nicht. Das sieht Jean-Yves Cuendet in seinem Online-Shop. 80 Prozent seiner Kunden sind neu, nur 20 Prozent bestellen wiederholt. Das liegt nicht daran, dass Cuendets Produkte nicht schmecken – sie sind wirklich gut und mit Liebe gemacht. Es liegt auch nicht an der Auswahl. Auf Gourmetbugs vertreibt Cuendet zusätzlich die Produkte der Konkurrenz. Längst gibt es mehr als Burger, Balls und Snacks. Zum Beispiel Pasta, Mehl, Granola oder Proteinriegel und -pulver für Sportler. Trotzdem bestellen die meisten Leute nur ein einziges Mal. Aus Neugier. Oder, wie Cuendet sagt: «Manchmal vermute ich schon aufgrund der Bestellung, dass es nur um eine Mutprobe geht.»

Die Insekten haben Cuendet in den vergangenen acht Jahren ärmer statt reicher gemacht. Er investierte eine halbe Million Franken und holte keinen einzigen heraus. Aber hat in der Schweiz überhaupt jemand je Geld mit Speiseinsekten verdient? «Nein», sagt Cuendet, weder mit Produkten noch mit der Zucht.

Jetzt steht er vor der nächsten Herausforderung. Er muss seinen Kiosk zum Florieren bringen, und wie immer mangelt es ihm weder an Ideen noch an Energie. Vielleicht wäre es einfacher, sich irgendwo anstellen zu lassen, aber: «Ich bin Unternehmer, ich will meine eigenen Entscheidungen treffen.» Könnte er in der Zeit zurück, würde er manche Entscheidungen anders fällen. Aber mit solchen Gedanken hält er sich nicht auf. Wichtig sei, wie man mit einer Entscheidung umgehe, nachdem man sie gefällt habe, sagt er. Schliesslich läuft das Rennen noch.

Cuendet zweifelt nicht daran, dass die Speiseinsekten dereinst eine Erfolgsgeschichte schreiben werden. Doch er weiss: Es wird wohl nicht seine Erfolgsgeschichte sein. Das Tabu zu brechen, dauert länger als gedacht. Nicht fünf oder zehn Jahre, sondern eher eine oder zwei Generationen. «Ich werde weitermachen, solange ich kann», sagt Cuendet. «Weil es sinnvoll ist.»

Der zähe Entomopreneur hat aber noch einen Traum: etwas aus Insekten zu entwickeln, was kein Ersatzprodukt ist, sondern neu und einzigartig. Etwas, das nur aus Insekten bestehen kann, so wie Rösti aus Kartoffeln besteht oder Fondue aus Käse. Ein echtes Schweizer Insekten-Nationalgericht.

Barbara Klingbacher ist NZZ-Folio-Redaktorin.

Laurence Kubski ist Fotografin, sie lebt in Lausanne.

Du weisst schon wer ...

Jesus, Adolf, Lana, Alexa: Früher mied man Vornamen aus religiösen oder historischen Gründen, heute wegen eines Produkts, einer ungünstigen Buchstabenkombination oder der Geschlechterpolitik. Von *Reto U. Schneider*

Am 24. November 1999 fällte das Oberlandesgericht Frankfurt am Main eine aussergewöhnlichen Entscheid. Es erlaubte einer alleinerziehenden Mutter, ihren Sohn nach einem jüdischen Wanderprediger zu nennen, der vor zweitausend Jahren in der Gegend von Jerusalem gelebt hatte.

Der Name war umstritten, weil der Wanderprediger nicht nur wanderte und predigte, sondern sich auch als Sohn eines Gottes entpuppte. Doch die Richter hielten unter dem Aktenzeichen 20 W 149/98 fest, dass Jesus ein gebräuchlicher Vorname sei, «gegen dessen Vergabe rechtliche Bedenken nicht erhoben werden können».

Die Mutter war an das Gericht gelangt, nachdem ihr der Eintrag «Jesus» als dritter Vorname für ihr Kind verweigert worden war. Die Begründung: Religiöse Gefühle könnten verletzt werden. Die Mutter hatte ein Tabu gebrochen, ein «ungeschriebenes Gesetz, das aufgrund bestimmter Anschauungen innerhalb einer Gesellschaft verbietet, bestimmte Dinge zu tun», wie es der Duden definiert.

In den meisten Ländern gibt es keine Gesetze zur Vornamenwahl. Aber die Leute haben ein feines Sensorium dafür, welche Namen Probleme machen könnten. Zudem verfügen die Standesämter über Leitfäden, die sich auf Paragraphen zum Kindeswohl, zur Sittenwidrigkeit und zum Respekt vor Glaubensgemeinschaften stützen. Im Zweifelsfall – wie bei Jesus – entscheiden die Gerichte.

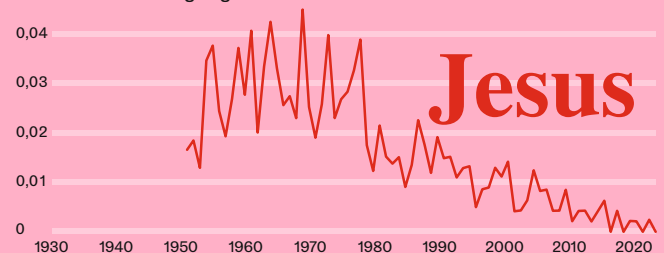
Namenstabus sind nicht nur Relikte aus einer fernen Vergangenheit, in der Aberglaube und magisches Denken herrschten. Neuerdings setzen auch Produktnamen, ungünstige Buchstabenkombinationen und Geschlechterpolitik gewisse Vornamen unter Druck.

Doch den Anfang machte die Religion. Das Wort Tabu fand Anfang des 20. Jahrhunderts aus Polynesien zu uns. Dort bezeichnete es ein religiös begründetes Verbot. Bis heute sind viele Namensstabus religiösen Ursprungs. Die Durchsage «Der kleine Jesus hat seine Mama verloren, er kann im

Kinderparadies abgeholt werden» befremdet uns aus Gründen, die Tausende von Jahren zurückliegen.

Lange bevor das Wort Tabu unseren Wortschatz bereicherte, gab es Namen, um die sich Verbote rankten. Ursprünglich diente ein Name dazu, einen Menschen zu identifizieren, damit man mit ihm und über ihn sprechen konnte. Doch wenn es damals in der Höhle bloss darum gegangen wäre, zu erzählen, dass Erich das Mammut erlegt hat und nicht

«Jesus» kam mit der hispanischen Einwanderung in die Schweiz
Prozentanteil von «Jesus» an den männlichen Vornamen in der Schweiz nach Jahrgang



Bruno, gäbe es keinen Grund, gewisse Namen nicht zu verwenden oder auszusprechen. Im Gegenteil: Wozu soll ein Name gut sein, wenn man ihn meiden muss?

Namen haben neben ihrer pragmatischen Funktion, Menschen zu benennen, auch soziale, symbolische und mystische Zwecke. Sie sollen Wünsche und Werte transportieren, Hierarchien und Macht aufrechterhalten, Bewunderung und Schrecken verbreiten. Und das ultimative Mittel dazu ist das Namenstabu: Ein Wesen ist derart aussergewöhnlich, dass kein zweites seinen Namen tragen und manchmal nicht einmal sagen darf. Das weiss heute jeder Viertklässler aus Harry Potter, wo der dunkle Lord Voldemort nur «Du weisst schon wer» genannt wird.

Diese Form der Namensvermeidung hat eine lange Tradition. In keiner Kultur war sie stärker verbreitet als in China. In der mehr als 2000-jährigen

Geschichte des Kaiserreichs China gab es unzählige Regeln dazu, welche Namen von Göttern, Herrschern, Beamten oder Vorfahren im Reich der Mitte nicht ausgesprochen oder aufgeschrieben werden durften.

Manchmal wurde der Tabu-Name durch einen Ehrentitel ersetzt, dann durch einen Spitznamen oder eine Umschreibung. Verbotene Schriftzeichen tauschte man willkürlich durch andere aus, gab sie unvollständig wieder oder liess eine Lücke. Diese Regeln richteten ein derartiges Durcheinander an, dass heute selbst Historiker nicht wissen, wer in einem bestimmten Text gemeint ist.

Die Folgen der Tabus für die chinesische Bevölkerung waren dramatisch: Dorfnamen mussten geändert werden, weil sie zu ähnlich klangen wie der Name des neuen Herrschers. Redewendungen wurden angepasst. Und Menschen mussten neue Namen annehmen. In der Familie waren auch die Namen der Vorfahren mit einem Tabu belegt, was schwerwiegende Konsequenzen für das Leben Einzelner hatte. Ein gewisser Xu Ding lehnte es im 13. Jahrhundert etwa ab, Direktor für Regierungsangelegenheiten (pingzhang zhengshi) zu werden, weil dies im Widerspruch zum Vornamen seines Vaters Zhang stand.

Aber nicht nur die Karriere, sondern auch das Leben konnte von solchen Tabus abhängen. Im 18. Jahrhundert nannte der Gelehrte Wang Xihou in seinem Wörterbuch drei kürzlich verstorbene Kaiser mit Namen. Er wollte damit lediglich die Kandidaten der kaiserlichen Beamtenprüfung auf diese Namenstabus aufmerksam machen. Dennoch wurde er hingerichtet.

Seit dem Ende des Kaiserreichs China 1912 gibt es offiziell keine Namenstabus mehr, aber noch heute ist es unüblich, ein Kind nach einem Ver-

Im Gegensatz zu China ist es im arabischen Raum weniger wichtig, einen möglichst einzigartigen Namen zu tragen. Der Name des Propheten, Mohammed, ist weit verbreitet. Allerdings ist es in islamischen Ländern tabu, einen Menschen nach einem der 99 Namen Gottes zu nennen, die im Koran vorkommen. Alles zwischen al-Adl (der Gerechte) bis az-Zahir (der Offenbare) ist tabu. Hinzu kommen viele Kombinationen mit Abdul. Abdul heisst auf Arabisch Diener oder Sklave und darf sich nur auf Allah beziehen, wie in Abdullah (Diener Gottes). Jemand anderem als Allah zu dienen, gilt als Tabu – und sei es nur im Namen. Andere



populäre arabische Namen wie Jihad und Isis wurden von der Weltpolitik eingeholt und sind wegen ihrer Assoziation mit dem Terrorismus im Westen in Unnade gefallen.

Neben Angst, Ehrfurcht und Respekt gibt es einen zweiten grossen Grund, Namen mit einem Tabu zu belegen: Sie sind für ihre Träger belastend, umständlich oder unvorteilhaft. Der Prototyp in dieser Kategorie heisst Adolf. Obwohl nicht explizit verboten, ist er in Europa geächtet wie kein anderer Name.

Anders als man annehmen könnte, erlebte Adolf aber nach dem Zweiten Weltkrieg nicht überall einen rasanten Niedergang. Die Schweiz wahrte noch Jahre ihre traditionelle Neutralität gegenüber dem Namen: In den 1950er Jahren wurden jedes Jahr zwischen 25 und 45 Adolfs geboren. Ein Grund dafür war die Tradition, den Sohn – anders als in China – nach dem Vater oder dem Grossvater zu taufen. Der Vater von Adolf Ogi zum Beispiel – der frühere Bundesrat kam 1942 auf die Welt – hiess auch schon Adolf.

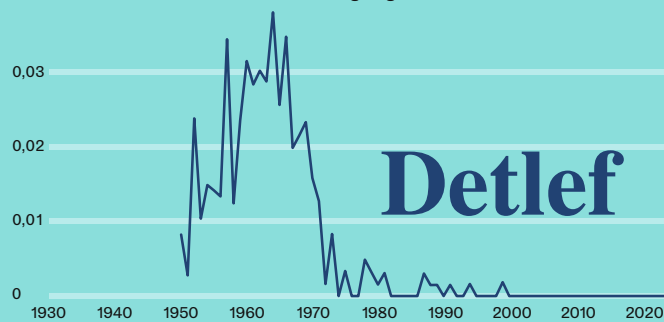
Letztlich hat sich das Adolf-Tabu in Westeuropa durchgesetzt. Auch in der Schweiz lebt gegenwärtig bloss noch ein einziges Kind mit diesem Namen. Andere Schurken der Weltgeschichte wie Stalin oder Pinochet führten zu keinen Tabus. Die Namen Josef und Augusto blieben von ihren Taten unbefleckt.

Zu den traditionellen historischen Namen, die wegen ihrer Assoziation mit dem Bösen vermieden werden, gehören auch Satan, Luzifer und Judas, von denen es in der Schweiz keine gibt. Kain gibt es fünf



wandten zu taufen, solange sich jemand an ihn erinnern kann. In den letzten Jahren wurde auch der Name von Staatspräsident Xi Jinping zum informellen Tabu erhoben. Aus Angst vor Repressalien verwenden viele Chinesen selbst bei unschuldigen Unterhaltungen Umschreibungen wie «die grosse Nummer eins», «der älteste Bruder», «unser grosser Onkel» oder – «du weisst schon wer».

«Detlef» wurde in den 1970er Jahren zur abwertenden Bezeichnung für homosexuelle Männer
Prozentanteil von «Detlef» an den männlichen Vornamen in der Schweiz nach Jahrgang

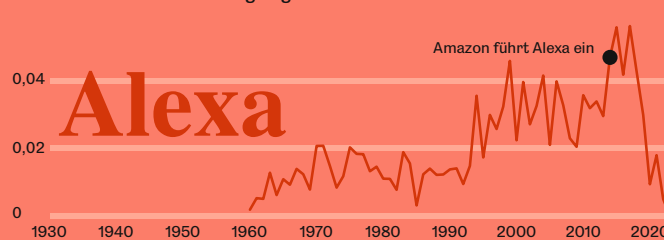


Mal – man darf hoffen, dass sie keine Brüder haben. Aber um auf der schwarzen Liste zu landen, muss man niemanden umbringen. Tussi war früher eine übliche Kurzform vom Thusnelda. Im 20. Jahrhundert wurde daraus die abwertende Bezeichnung für das eitle Dummchen. Der Name Karen entwickelte sich in den letzten zwanzig Jahren in den USA zum Platzhalter für eine weisse Frau, die rücksichtslos ihre Privilegien einfordert. Seine Popularität ist im freien Fall. Und selbst Greta brach 2019 ein.

Eine besondere Kategorie der Namenstabus bezieht sich auf sexuelle Anspielungen. Die biblische Figur des Onan etwa liess seinen Namen als Wortstamm der Onanie und dem Onanieren. Detlef (oder Detlev) war im Soldaten-Slang der Deutschen Bundeswehr eine abwertende Bezeichnung für einen schwulen Mann. In den 1970er Jahren folgten sexistische Schlagerparodien, die den Namen unmöglich machten. Eine Herrenhandtasche war damals ein Detlef-Täschchen.

Die Verkleinerungsform von Lola wird wegen des Romans «Lolita» von Vladimir Nabokov aus

«Alexa» leidet unter der Sprachassistentin von Amazon
Prozentanteil von «Alexa» an den weiblichen Vornamen in der Schweiz nach Jahrgang



dem Jahr 1955 mit dem sexuellen Missbrauch von Mädchen assoziiert. Und auch Lana rutscht mehr und mehr in die Tabuzone, weil er rückwärts gelesen Anlass zu Spott gibt.

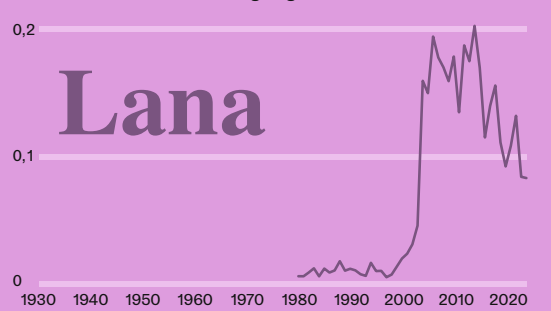
Selbst der technische Fortschritt hat zu Namensstabus geführt. Nach der Einführung des virtuellen Sprachassistenten Alexa von Amazon 2014 wurde der Name für Kinder zur Belastung. Alexa verkam zum Synonym für Dienerin mit entsprechenden Folgen für die kleinen Alexas. In Ländern, in denen das Assistenzsystem von Amazon verbreitet ist,

wird der Name Alexa mittlerweile selten vergeben. Das Gleiche gilt für Apples Assistenten Siri, allerdings mit geringeren Auswirkungen, weil der Name seltener ist.

Das aktuellste Namenstabus ist gleichzeitig eines der aussergewöhnlichsten. Es wird Deadnaming genannt. Es bedeutet, dass eine nonbinäre oder Trans-Person, die einen neuen Vornamen angenommen hat, bei ihrem alten Vornamen genannt wird – dem toten Namen. Bei einer Transfrau wäre das zum Beispiel ihr früherer Männername.

In der Geschichte der Namenstabus ist dieses informelle Verbot einzigartig, weil es nicht auf einen einflussreichen Herrscher zurückgeht, sondern auf eine kleine Gruppe vergleichsweise machtloser Menschen. Trotzdem hat es sich an vielen Orten auf der Welt durchgesetzt. Das war möglich, weil es zum Symbol einer vermeintlich fortschrittlichen politischen Haltung gegenüber der Ge-

«Lana» hat rückwärts gelesen ein Problem
Prozentanteil von «Lana» an den weiblichen Vornamen in der Schweiz nach Jahrgang



schlechterfrage wurde: Wer die Ansicht vertritt, das Geschlecht sei bei der Geburt nicht festgelegt, sondern könne gewählt werden, steht diesem Tabu positiv gegenüber. Schliesslich kann einzig und allein eine betroffene Person beurteilen, ob sie ein Mann oder eine Frau ist. Wer hingegen glaubt, auch das soziale Geschlecht habe seine Wurzeln in einer unabänderlichen Biologie, wird gezwungen, die subjektive Empfindung eines anderen Menschen als allgemeingültige Realität anzuerkennen.

Der Name Jesus war auch in der Schweiz lange verpönt, wird von den Standesämtern aber mittlerweile akzeptiert. Verbreitet ist er allerdings nicht. Ganz anders in Südamerika, wo der Name gang und gäbe ist und es sogar eine weibliche Form gibt – Jesusa – und eine rückwärts geschriebene – Susej. Überhaupt hat man dort ein entspanntes Verhältnis zu ungewöhnlichen Vornamen. In Uruguay wurde ein Kind nach dem Resultat eines wichtigen Fussballspiels Dosauno (dos a uno – zwei zu eins) getauft, in Peru trägt ein Fussballer die beiden Vornamen Osama Vinladen, und in Ecuador hat ein Vater seine zwei Söhne Hitler und Stalin genannt.

«In der Stadt kann ich nur im ersten oder zweiten Gang fahren»



HEMLAL YADAV, MUMBAI, ist 53 Jahre alt und wurde in einem Dorf im nordindischen Teilstaat Jharkhand geboren. Er fährt in Mumbai Taxi, seitdem er zwanzig ist. Yadav ist Hindu, es gibt aber auch viele Muslime unter den Taxifahrern von Mumbai. 1998 kaufte er sich sein erstes eigenes Taxi – einen Premier Padmini, eine indische Version des Fiat 1100, die über Jahrzehnte die Strassen in Indien prägte. Seit 2018 fährt er einen Maruti Suzuki Dzire Tour S, gelb und schwarz wie alle Taxis in Mumbai.

In Mumbai leben mindestens 12,5 Millionen Menschen. Yadav besitzt in Marol, einem Quartier im Norden der Stadt, ein kleines Haus, in dem er Zimmer an vier andere Männer vermietet. Seine Frau, seine fünf Töchter und sein Sohn leben in seinem Heimatdorf in Nordindien. Wie viele Arbeitsmigranten sieht er sie nur einmal im Jahr während des Monsuns, wenn er heimfährt, um die Felder zu bestellen.

Sie fahren seit mehr als dreissig Jahren Taxi in Mumbai. Wie hat sich die Arbeit in dieser Zeit verändert?

Die Autos haben sich geändert, der Treibstoff hat sich geändert – statt mit Diesel fahre ich heute mit

Erdgas, das ist billiger und verursacht weniger Abgase. Auf den Strassen herrscht mehr Verkehr, die Stadt ist voller geworden. Früher war es leichter, sich ein Haus und ein neues Auto zu leisten, heute ist alles teurer geworden. Aber die Arbeit selbst ist gleich geblieben.

Fahren Sie auch für Taxi-Apps wie Uber oder Ola?

Nein, diese neuen Apps verstehe ich nicht. Ich habe nicht studiert, damit komme ich nicht zurecht. Für uns normale Taxifahrer sind Apps wie Uber ein Problem. Denn die meisten längeren und besser bezahlten Fahrten werden heute über diese Apps gebucht. Für die normalen gelb-schwarzen Taxis bleiben nur die kurzen Strecken übrig. Damit Geld zu verdienen, ist schwierig.

Wie viel Geld nehmen Sie pro Tag ein?

Ich verdiene meist 1500 bis 2000 Rupien (13 bis 18 Franken). Da die meisten Kunden nur kurze Strecken fahren, brauche ich dafür mindestens zehn Passagiere am Tag. Früher bin ich auch nachts gefahren, doch inzwischen bin ich nur noch tagsüber unterwegs. Ich könnte mehr Geld verdienen, aber der dichte Verkehr ist anstrengend. Ich lasse es inzwischen lieber etwas ruhiger angehen.

Verhandeln Sie mit den Kunden den Preis im Voraus?

Andere Taxifahrer feilschen mit den Passagieren, aber ich fahre nach Taxameter, ausser wenn die Kunden besondere Anforderungen haben – etwa, wenn sie zu einer bestimmten Zeit abgeholt werden wollen. Der Tarif pro Kilometer ist 31 Rupien, doch eigentlich sollten wir mindestens 50 bekommen. In der Stadt kann ich meist nur im ersten oder zweiten Gang fahren. Das verbraucht viel Sprit.

Ist Sicherheit für Sie als Taxifahrer in Mumbai ein Thema?

Mumbai ist relativ sicher, aber es gibt auch hier immer einmal wieder Streit und auch Raubüberfälle.

Das ist normal in einer Grossstadt. Einmal bin ich abends um zehn Uhr in Worli im Zentrum von Mumbai ausgeraubt worden. Zwei Männer haben mich angesprochen und Streit gesucht. Dann haben sie meine Geldbörse mit meinem Geld und allen Dokumenten genommen.

Fahren Sie gerne Taxi in Mumbai?

Nein, aber ich habe keine andere Option. Ich habe nie etwas anderes gemacht. Das Leben auf dem Dorf ist angenehmer als das in der Stadt, aber hier ist mein Haus, mein Auto, mein Job. In Mumbai kann ich Geld verdienen. Auf dem Dorf gibt es keine Arbeit.

Wie verbringen Sie am liebsten Ihre Freizeit?

Ich fahre sechs Tage die Woche Taxi, am Sonntag mache ich frei. Dann schlafe ich lange, koche mir etwas und schaue Filme auf dem Handy. Einmal im Jahr fahre ich einen Monat zu meiner Familie ins Dorf, um die Saat auszubringen – meist im Juni oder Juli. Den Rest des Jahres kümmert sich meine Familie um die Felder.

Was ist Ihr bevorzugter Stadtteil von Mumbai?

Am liebsten mag ich den alten Süden der Stadt. Dort gibt es Sehenswürdigkeiten wie das Gateway of India, den grossen Triumphbogen, und daher auch mehr Touristen. Das sind gut zahlende Kunden.

Aufgezeichnet von *Ulrich von Schwerin*.
Er ist NZZ-Korrespondent für Südasien und lebt in Mumbai.

Indien

Einwohner:	1,4 Milliarden
BIP pro Kopf:	Fr. 2 200
Benzin: 1 l	Fr. 1.10
Milch: 1 l	Fr. 0.50
Coca-Cola: 1 l	Fr. 0.40
Brot: 500 g	Fr. 0.45
Reis: 1 kg	Fr. 0.50
Kinobillett:	Fr. 1.30
1 Packung Zigaretten:	Fr. 3.–

Katzenkunst am Bau



Die erste Katzentreppe lässt mich vor Freude quietschen. Eine perfekte mehrstöckige Miniatur-Wendeltreppe mit einer kleinen Brücke zum Fenster. Ich mache Fotos und ein Video. In den nächsten Tagen entdecke ich weitere Katzenkunst am Bau. Von nun an suche ich sie bewusst bei jedem Spaziergang, bei jeder Reise in die Schweiz. Vor Jahren baute einer meiner Nachbarn in Berlin eine Treppe für seine Katze, damit sie die Wohnung verlassen und in den Hinterhof gelangen konnte: eine Treppe in die Freiheit. Mich erfüllte die Konstruktion mit Freude, ich schaute jeden Tag aus dem Fenster. Das Experiment dauerte eine ganze Woche, dann liess die Hausverwaltung die Konstruktion entfernen.

Olivia Meyer, 35, ist Illustratorin. Sie arbeitet als visuelle Journalistin im Berlin-Büro der NZZ und besucht regelmässig die Hauptredaktion in Zürich. Dabei staunt sie gerne über die fremden Nachbarn und hält ihre Erkenntnisse für das «NZZ Folio» fest.

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

«Hässlich wie Salat»

Redensarten aus aller Welt rund ums Aussehen.

Gut aussehen

- Augentaco. (Mexikanisches Spanisch)
- Augenbrühe. (Kolumbianisches Spanisch)
- Augenbonbon. (Englisch)
- Tolle Mango. (Kubanisches Spanisch)
- Sahneschnitte. (Deutsch)
- Knödel. (Italienisch, für einen Mann)
- Kleiner Joghurt. (Spanisch, für einen jungen Mann)

- Käse. (Spanisch)
- Köstlicher Hering. (Dänisch)
- Flotte Biene. (Deutsch)

Schlecht aussehen

- Hässlich wie Salat. (Bulgarisch)
- Hässlich wie die Nacht. (Deutsch)
- Hässlicher als ein Auto von unten. (Kolumbianisches Spanisch)
- So hässlich, dass eine Zwiebel zu weinen beginnt. (Spanisch)
- So hässlich, dass er einen Bussard von einem Gedärmehaufen verschrecken würde. (Amerikanisches Englisch)
- Ein Kopf wie ein Truthahn mit Bürstensennt. (Australisches Englisch)
- Augenkrebs kriegen. (Deutsch)
- Ein Gesicht wie der Daumen eines Schuhmachers. (Australisches Englisch)
- Ein Gesicht wie eine Plastiktüte voller Schlittschuhe. (Schwedisch)
- Ein Gesicht wie ein fermentierter Sojabohnenziegel, der vom Dach gefallen ist. (Koreanisch)
- Wenn sie in eine Mine hinabstiege, würde die Kohle von selbst nach oben kommen. (Ungarisch)
- Das Meer würde ihr keine Welle schenken. (Irish)

Adam Sharp

«Manche haben das Verbrechen nur begangen, um endlich beachtet zu werden»

Linda Graedel, die bekannteste Gerichtszeichnerin der Schweiz, über Mitleid mit Mördern, verräterische Füsse und ihr bewegtes Leben. Von Giorgio Scherrer, Bild Karin Hofer



Frau Graedel, wenn Sie vor Gericht Mörder und Gewalttäter zeichnen, dann schauen Sie immer zuerst auf ihre Füsse. Warum?

Weil die Leute sich dort verraten! Ihr Gesicht, ihre Gesten, ihre Haltung – das ist alles kontrolliert, eine Fassade für die Richter. Aber die Füsse... die drehen, zittern, wippen und hüpfen. Daran sehe ich, ob die Leute ängstlich sind oder verlegen. Ob sie sich verstellen. Oder ob das hier gerade der beste Moment ihres Lebens ist.

Der beste Moment ihres Lebens?

Wegen der Aufmerksamkeit! Manche haben das Verbrechen nur dafür begangen – um endlich beachtet zu werden, einen grossen Auftritt zu bekommen. Da war dieser Tierarzt, Gabor Bilkei, der seine Frau getötet, zerstückelt und im Wald vergraben hatte. 1999 kam er vor das Zürcher Geschworenengericht. Vier Wochen Prozess, 136 Zeugen – und er liebte es. Das habe ich ihm angesehen. Er sass immer sehr gerade da, hat eine ernsthafte Miene aufgesetzt und ab und zu dieses seltsame, künstliche Lächeln. Jedes Mal, wenn er ins Publikum blickte, schien er grösser zu werden. All diese Leute, nur meinetwegen! Wie sagt man in der Schweiz so schön: *Jetzt bini öpper!*

Bilkei hatte seine Frau umgebracht, weil sie ihn verlassen wollte. Eigentlich ein banales Motiv. Er sah sich ganz anders: als Genie. Als einer, der fast mit dem Ganzen durchgekommen wäre, das perfekte Verbrechen geplant hatte.

Sie zeichnen seit fünfzig Jahren die Menschen hinter den aufsehenerregendsten Prozessen der Schweizer Kriminalgeschichte. Gibt es so etwas wie ein Verbrechergesicht?

Bei den richtig schweren Fällen gibt es zwei Typen von Gesichtern: Die einen Täter sehen aus, als trügen sie eine Maske. Ihr Gesicht ist starr und regungslos. Ihre ganze Körpersprache ist wie eingefroren. Sie sitzen da, als wären sie sediert. Bei Günther Tschanun war das zum Beispiel so.

Der ehemalige Chef der Zürcher Baupolizei, der 1986 vier seiner Angestellten erschoss. Ihn habe ich mit Tusche gezeichnet, ein paar Striche reichten. Eine traurige Gestalt, kein Monster.

Und der zweite Typ, das zweite Verbrechergesicht? Das ist voller übertrieben gespielter Gefühle: Stirnrunzeln, gehobene Augenbrauen, Grinsen ins

Publikum. Das haben die, die glücklich sind, weil sie so viel Aufmerksamkeit erhalten – und dann eine richtige Show abliefern.

Der Verbrecher als Star?

Nehmen Sie den Öko-Terroristen Marco Camenisch. Das war ein richtiger Showman. Jedes Mal, wenn er in den Gerichtssaal kam, hat er dem Publikum zugewinkt.

Camenisch war für viele Linke eine Art Volksheld, weil er mit Sprengstoffanschlägen gegen die Atomenergie gekämpft hatte...

... vor Gericht stand er 2004 allerdings, weil er bei der Flucht nach Italien einen Grenzwächter getötet hatte. Während der Verhandlung drehte er sich immer wieder zum Publikum um: Schauen sie mir noch zu? Sind sie noch da? Ich habe ihn dann mit einem Lächeln gezeichnet.

Warum braucht es eigentlich Gerichtszeichnerinnen? Weil das Fotografieren im Gerichtssaal verboten ist. Es soll dort kein Spektakel geben. Ausserdem darf in den meisten Fällen die Identität von Tätern und Opfern nicht bekanntwerden. Die Zeitungen und das Fernsehen wollen aber trotzdem Bilder – also schicken sie uns.

Und dann bauen Sie dort neben den Richtern Ihre Staffelei auf?

Die Ausrüstung ist viel bescheidener: Ich zeichne mit Kinderfarbstiften von Caran d'Ache. Dazu ein Pinsel mit Tusche, ein Glas Wasser, ein Blatt Papier – und fertig.

Gerichtsprozesse dauern oft tagelang. Wie entscheiden Sie, was und wann Sie zeichnen?

Ich werde meist irgendwo am Rand an einen Tisch gesetzt. Den Angeklagten sehe ich nur von hinten oder von der Seite. Ich warte dann, bis er sich dreht oder eine interessante Geste macht. Dann muss ich blitzschnell sein und den Moment sofort einfangen.

Was ist es, was Sie mit Ihren Zeichnungen einfangen? Das Böse der Tat, den Charakter des Täters? Ich stelle mir das Ganze als Theater vor. Alle haben ihre Rollen, ihren Auftritt – und ich muss einfangen, wie sie auftreten. Der Kriminelle ist der Hauptdarsteller, der Staatsanwalt sein Gegenspieler, und über allen thronen die Richter – das eigentliche Publikum der Vorstellung, auf dessen Urteil am Ende alle warten.

Hat sich je jemand diesen Rollen widersetzt?

Mir fällt nur einer ein: Brian Keller, der junge Straftäter, der als «Carlos» berühmt wurde. Einmal sollte er vor dem Zürcher Obergericht erscheinen. Wir waren alle da, die Journalisten mit ihren

Linda Graedel (84)

Aufgewachsen in der Nähe von San Francisco. Nach ihrer künstlerischen Ausbildung in Los Angeles, Wien und Paris liess sich Graedel 1963 mit ihrem Mann in der Schweiz nieder. Seit 1987 zeichnet sie in Gerichtssälen. Von der Universität Zürich bekam sie für ihr Lebenswerk den Ehrendoktor. Graedel lebt in Schaffhausen.

Notizblöcken und ich mit meinen Farbstiften, aber er liess aus dem Gefängnis ausrichten: Er müsse da nicht mitmachen. Es war wie ein Theaterstück, bei dem der Hauptdarsteller fehlte.

Keller, oder eben «Carlos», wurde durch Ihre Zeichnungen in der ganzen Schweiz bekannt. Er selbst sieht sich als Opfer der Justiz, die ihn jahrelang mit harten Haftbedingungen brechen wollte. Heute ist er in Freiheit und sagt, er wolle nur noch mit echten Fotos gezeigt werden – die Zeichnungen liessen ihn schuldig wirken.

Ich respektiere das, vor allem, wenn jemand so durch die Medien gezerzt wurde wie er. Irgendwann kann der Eindruck entstehen: Wer so oft gezeichnet wird, muss ja fast schuldig sein.

Was ist ein gutes Bild aus dem Gerichtssaal?
Eines, das alle Beteiligten als Menschen zeigt – egal, was sie getan haben.

Wann gelingt das?

Ich denke: Wenn man als Zeichnerin nicht nur beobachtet, sondern sich auch emotional auf den Fall einlässt.

Viele Beschuldigte werden wegen ihrer grausamen Taten als Unmenschen gesehen. René Osterwalder zum Beispiel, der Babyquäler mit der eigenen Folterkammer, der 1998 verurteilt und verwahrt wurde.

Er war wie ein Vogel! Das war meine Assoziation. Spitze Nase, hartes Kinn. Ich habe drei Wochen mit diesem Mann verbracht.

Und kam er Ihnen wie das Monster vor, als das er beschrieben wurde?

Er war eine jämmerliche Gestalt, ein verlorener Mann ohne Wärme in der Seele. Als Kind wurde er selbst missbraucht, aber das kann keine Entschuldigung sein. Wie viele Personen erleben Schlimmes und werden danach nicht zu Verbrechern?

Gibt es so etwas wie das reine Böse?

Ich würde gerne Nein sagen. Aber dann kommen mir Täter wie der Vierfachmörder von Rapperswil in den Sinn. Die Opfer waren seine Nachbarn. Er hat sie beobachtet, überfallen und getötet – kalt, berechnend, ohne Mitleid. 2018 kam er vor Gericht. Er hat die Maske kein einziges Mal fallenlassen.

Haben Sie je Mitleid mit den Beschuldigten, die Sie zeichnen?

O ja, oft sogar.

Auch wenn sie Schreckliches getan haben?

Es gab diesen Mann aus Russland. Seine Frau und seine Kinder waren 2002 bei der Flugzeug-

kollision von Überlingen gestorben. Ein Fluglotse hatte nicht aufgepasst. Der Russe wartete auf eine Entschuldigung. Als nach zwei Jahren immer noch keine kam, reiste er zum Haus des Lotsen, nach Kloten. Er nahm ein Bild seiner Familie mit und sagte: «Ich will, dass Sie sehen, was ich verloren habe.» Der Lotse wollte nicht, das Bild landete auf den Boden. Da hat der Russe ihn erstochen. Ich war beim Prozess dabei, und klar, es war richtig, dass er verurteilt wurde. Aber ehrlich gesagt: Ich konnte ihn verstehen. Ich hatte Mitleid mit ihm.

Mehr als mit dem Opfer?

Ja.

Warum?

Weil der Lotse kein Mitgefühl gezeigt hat, sich nicht entschuldigen wollte. Das wäre doch das einzig Menschliche gewesen.

Hatten Sie im Gerichtssaal je Angst?

Nur ein Mal, beim Prozess gegen Caroline H., die Parkhausmörderin.

Die Frau, die in den 1990er Jahren wahllos zwei Zürcher Passantinnen tötete, aus «Hass auf Frauen», wie sie später sagte.

Sie sass nur wenige Armlängen von mir entfernt. Gefesselt, auf eigenen Wunsch. «Gebt mir Hand- und Fusschellen, ich vertraue mir nicht», sagte sie. Sie hatte diese Wut in sich, die sie nicht kontrollieren konnte. Sie hat mir leidgetan. Aber ich habe mich nicht getraut, ihr in die Augen zu blicken.

Wie oft kommt es vor, dass die Täter Sie beim Zeichnen bemerken?

Oft. Ich starre sie ja die ganze Zeit an. Viele starren irgendwann zurück.

Hat jemals ein Täter oder eine Täterin Ihre Zeichnung kommentiert?

Nur einmal, beim Prozess zum Jahrhundertraub der Fraumünsterpost von 1997. Das waren Jungs – *boys!* –, die da vor Gericht standen. Sympathisch, wenn auch nicht die hellsten. Sie dachten selbst nicht, dass sie so viel Geld erbeuten würden – 53 Millionen Franken. Ihr Anführer war ein stiller Mann, Typ Buchhalter, er hat keine Gefühle gezeigt. Aber die Jungs wirkten nicht wie Verbrecher. Einer war Masseur und hat mir in der Pause eine Massage angeboten.

Was haben Sie gesagt?

«Nein, danke», natürlich!

Und dann hat er sich über die Zeichnung beschwert?

Sein Kollege war es. Der kam, blickte über meine Schulter und sagte: «Mich zeichnen Sie dann bitte von der schönen Seite!»

Der Babyquäler René Osterwalder kam 1998 vor Gericht. Er starb erst kürzlich in Haft.



Sie haben in Ihrer Karriere insgesamt 843 Zeichnungen von rund 600 Fällen gemacht. Nach so viel Zeit am Strafgericht: Glauben Sie noch an Gerechtigkeit?
Auf jeden Fall! Vielleicht sogar mehr als vorher.

Wie das?

Ich glaube, das liegt an den Richterinnen und Richtern. Die haben hier in der Schweiz eine tolle Haltung zu ihrer Arbeit. Egal, wer vor ihnen sitzt: Sie sind ruhig und höflich. Und sie fragen immer zuerst nach dem Namen, dem Wohnort, den wichtigsten Daten aus dem Leben der Beschuldigten. Es geht zuerst um die Menschen, dann um die Tat. Auf mich wirkt es wie eine Art Ritual: «Willkommen in meiner Stube. Du bist beschuldigt, aber ich gebe dir hier eine Chance, dich zu erklären.» Klar, manche Richterinnen und Richter werden irgendwann ungeduldig, sogar wütend. Aber am Anfang begegnen sie den Beschuldigten immer mit Respekt.

Waren Sie eigentlich selbst jemals vor Gericht, bevor Sie dort zu zeichnen begannen?

Nie. Einmal, als Sechsjährige in Kalifornien, habe ich meine Eltern ans Gericht begleitet. Sie wollten ihren langen Nachnamen kürzen. Von Schimpferman zu Sherman – es war 1947, deutsche Namen waren damals gar nicht gern gesehen.

Sie sind in der Nähe von San Francisco aufgewachsen.

Small town America! Ich wurde sogar einmal zur Beauty-Queen meiner Stadt gewählt. Ich war die Miss San Carlos.

Wirklich?

Haben Sie das etwa nicht gemerkt?

Ich habe Sie mir eher als schüchternes Kind mit dem Zeichenblock vorgestellt.

Dabei war ich eher extrovertiert. Und selbstbewusst – als ältere Schwester von drei Brüdern musste ich das sein.

Haben Sie damals schon gezeichnet?

Ja, immer. Das war meine Sprache. Meine Eltern haben sich getrennt, als ich 14 war, und ich glaube, das Zeichnen hat mir geholfen, damit fertigzuwerden. Ich hatte immer ein Blatt Papier zwischen mir und der Welt. Eine meiner ersten Erinnerungen ans Zeichnen ist die: Meine Eltern streiten, wie so oft. Mein Bruder und ich sitzen daneben und schauen zu. Ich nehme einen Stift und halte die Szene in meinem Notizbuch fest – im Stil eines Cartoons.

Haben Ihre Eltern auch gemalt?

Meine Mutter hat sich jeden Morgen eine Zigarette angezündet und in ihr Tagebuch geschrieben. Und am Schluss eine Zeichnung dazu gemalt. Dann ist sie ins Bad gegangen und hat ihren Tag begonnen. Es ging ihr damals psychisch nicht gut, aber das hat sie jeden Tag gemacht.

Und Ihr Vater?

Er hat mir als Teenager mein erstes Malheft geschenkt – mit Punkten, die man verbinden musste. Er glaubte wohl, ich brauchte das. Er war kein glücklicher Mensch. Seiner Familie gehörte die grösste Fischerei von San Francisco, und er sollte das Geschäft übernehmen. Aber das wollte



Die Parkhausmörderin Caroline H. ist seit 1998 unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen inhaftiert. Das Bild zeigt sie im Januar 2016 am Bezirksgericht Zürich, wo ihre Verwahrung regelmässig überprüft wird.

er nicht, er wollte Pilot werden. Stattdessen blieb er ein Leben lang Buchhalter, *an accountant*.

Wie sind Sie schliesslich in der Schweiz gelandet?

Ich habe erst in Los Angeles Kunst studiert, eine von ganz wenigen Frauen in meiner Klasse. Mit 19 bin ich dann für ein Semester nach Europa gegangen, allein. Ich wollte weg, unabhängig sein – nicht wie meine Mutter, der es nach der Scheidung so schlecht ging. Ich war in Wien, an einer Kunsthochschule. Dann in Edinburgh, da habe ich eine Lambretta gekauft und bin mit ihr bis nach Paris gefahren. Dort habe ich an einem Studentenfest einen Schweizer Medizinstudenten kennengelernt, meinen späteren Mann. Ein Jahr später bin ich zu ihm in die Schweiz gezogen.

Und haben geheiratet.

Ich wollte das eigentlich gar nicht. Heirat hiess für mich Scheidung. Aber er wollte unbedingt, und ich wollte ihn, also haben wir es gemacht – auf einer Reise nach Kalifornien.

Das war in den 1960er Jahren. Was hiess es damals, eine Schweizer Hausfrau zu sein?

Ich war damals 22 und hochschwanger. Wir zogen in ein kleines Dorf im Kanton Baselland, mein Mann hatte dort seine erste Stelle. Familie hatte ich keine, und die Verwandten meines Mannes akzeptierten mich nicht. Sie waren vornehme Romands und ich eine Amerikanerin mit geschiedenen Eltern. Und dazu noch Künstlerin! Die Schwester meines Mannes hat einmal über mich gesagt: *«Elle n'est pas une fille*

sérieuse. Elle est de San Francisco et fait que l'art!» – «Sie ist kein ernstes Mädchen, macht nur Kunst.»

Und dann waren Sie plötzlich die Frau Doktor in einer katholischen Landgemeinde.

Als ich der Nachbarin das erste Mal begegnete, war ich gerade daran, die Wäsche aufzuhängen – locker über die Leine. Sie beobachtete mich und sagte dann: «Linda, hier hängen wir die Kleider anders auf – gerade, ohne Falten und alles mit einem Klammerli befestigt.» Dann sagte sie mir noch, welche Schuhe ich tragen müsse: Birkenstock.

Wie haben Sie reagiert?

Ich habe mich daran gehalten. Ich wollte schliesslich eine gute Schweizer Hausfrau werden.

Haben Sie noch Kunst gemacht?

Nur wenig. Ich habe meine erste Tochter mit 23 zur Welt gebracht und meine zweite mit 25. Danach hatte ich keine Zeit mehr, um jung und frei zu sein. Mein Mann war Chirurg und musste ständig arbeiten. Der Haushalt, die Kinder... Erst mit um die 40 habe ich dann wieder mit Zeichnen, Malen und Textilarbeiten begonnen.

Wie kamen Sie dann dazu, ausgerechnet Gerichtszeichnerin zu werden?

Reiner Zufall. Ich habe für den Jahresbericht einer Chemiefirma ein paar Illustrationen gemacht, und aus irgendeinem Grund wollte die Firma auch eine

Zeichnung von der Redaktion der «Tagesschau» haben, wo gerade die ersten Computer installiert wurden. Dort sah mich Heiri Müller, der Nachrichtensprecher. Er merkte, wie schnell und gut ich war, und fragte: «Könntest du nicht für uns im Gerichtssaal zeichnen?» *And the rest is history.*

Was war Ihr erster Einsatz?

Der Prozess gegen die Verantwortlichen hinter dem Einsturz des Hallenbads Uster. 1985 krachte dort die ganze Decke über den Schwimmenden ein, es gab zwölf Tote. Das war damals eine nationale Tragödie. Zwei Ingenieure und ein Architekt wurden wegen Fehlern beim Bau verurteilt.

Und die haben Sie dann gezeichnet.

Die TV-Leute haben mit ihren Kameras draussen gewartet, total ungeduldig. Ich musste zeichnen, nach draussen rennen, das Bild zum Abfilmen hinhalten und dann sofort wieder hinein. Es war ein Riesenstress.

Wie ging es danach weiter?

Dann ging es plötzlich sehr schnell. Ich bekam immer mehr Aufträge als Zeichnerin, nicht nur am Gericht. Ich habe für Zeitungen Konzerte, Theater und Opernpremieren gezeichnet, für die Firma Swatch zwei Uhren gestaltet. Dann kam das Cover des SBB-Kursbuchs, das hatte damals jeder. Und ein Künstlersack der Migros – *le sac Linda Graedel* – war auch dabei.

Wie hat eigentlich Ihr Mann auf diese Erfolge reagiert?

Das war schwierig für ihn. Vorher war er der Herr Doktor Graedel, Chefarzt für Chirurgie. Und ich war seine Frau. Dann kam er eines Tages aus der Klinik nach Hause, ganz schockiert. Er erzählte, eine Frau habe ihn gefragt: «Entschuldigen Sie, Herr Doktor, sind Sie nicht der Mann von Linda Graedel?»

Er hat sich nicht gefreut?

Er war nicht mehr der Wichtigere von uns beiden. Und das hat er schlecht ertragen. (*Pause, leichtes Lächeln.*) Er hat sich dann eine Geliebte genommen.

Haben Sie später wieder zueinandergefunden?

Ja, das haben wir.

Ihr Mann ist 2010 gestorben, Sie haben ihn nach einem Hirnschlag während Jahren gepflegt. Wie hat das Ihre Kunst verändert?
Vorher habe ich praktisch nie Selbstporträts gemalt. Aber dann konnte er nicht mehr allein sein, ich konnte kaum aus dem Haus – und

irgendwann hatte ich nichts mehr zu zeichnen. Da hatten wir eine Idee: Er machte Fotos von mir, mit der Hand, die er noch benutzen konnte. Und ich habe sie abgezeichnet. Das war schön. Und es war etwas, das wir noch zusammen tun konnten.

Was sehen Sie, wenn Sie die Selbstporträts von damals anschauen?

Ich finde sie grässlich! Ich sehe müde aus, erschöpft. Sie erinnern mich an eine Zeit, an die ich lieber nicht zurückdenke.

Sie haben nach Ihrem Mann auch Ihren Bruder und Ihre zwei erwachsenen Töchter verloren, beide an Brustkrebs. Wie überlebt man solche Verluste?

Ich sage immer: Mein mittlerer Name ist Resilienz. Linda Resilienz Graedel. Aber ehrlich gesagt: Es gibt dafür kein Rezept – höchstens Liebe für das Leben. Und Kreativität. Und Neugierde auf das, was noch kommt.

Hört das Vermissen je auf?

Nein, nie. Erst gestern habe ich wieder um Michèle geweint, meine erste Tochter. Sie war Künstlerin, wie ich, hat mehrmals mit mir ausgestellt... Es gibt so viel Unvollendetes, was wir nie getan haben. Sie ist 2022 gestorben, ihre Schwester zwei Jahre davor. Zum Glück habe ich noch zwei wunderbare Enkelinnen.

Kurz nach dem Tod Ihrer zweiten Tochter haben Sie einen Ehrendoktor der Universität Zürich erhalten, für Ihre Verdienste als Gerichtszeichnerin. Was bedeutete das für Sie?

Es war seltsam, ganz seltsam, ich hätte das nie erwartet. Der Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät hat mich mit der Nachricht angerufen, und ich fragte ihn: Ist das ein Witz? Da musste er lachen. Danach kam mir das Ganze wie ein Trostpreis vor. Es hat mir gut getan, weil ich davor dachte: Wofür bin ich überhaupt noch hier?

Sie selbst hatten wie Ihre Töchter zwei Mal Brustkrebs – und haben überlebt.

Manchmal fühle ich mich schuldig, dass ich noch hier bin. Es kommt mir vor wie geborgene Zeit. Als müsste ich schon weg sein und andere noch hier. Aber dann denke ich: Nein, meine Zeit kommt noch früh genug. Ich bin Linda Resilienz Graedel. Und ich bin dankbar und stolz, noch am Leben zu sein.

Liebe ohne Grenzen

Ehepartner stammen heute oft aus verschiedenen Ländern. Macht uns das wirklich toleranter?

Von *Michael Jeismann*, Illustration *Luca Schenardi*

Es ist nur ein paar Jahrzehnte her, da schien sich ein Traum der Romantik zu erfüllen: Die Welt der Liebe wurde frei und international, das Fremde Teil des Eigenen. Wo der Traum aber wahr wird, ist er – ausgeträumt.

Prosaisch gesprochen: Mit dem Fall der Mauer 1989 öffneten sich Heiratsmärkte, die zuvor kaum zugänglich waren. Der politischen Öffnung folgte die elektronische Vernetzung, die einen globalen Markt von Gefühlen und Gelegenheiten erschloss. Der Tourismus hat diesen Trend ebenso beflügelt wie akademische Austauschprogramme.

Von 1996 bis 2024 hat sich die Zahl der «gemischten (heterosexuellen) Paare» in Deutschland von etwa 700 000 auf 1,5 Millionen mehr als verdoppelt. 2024 wurden 7 Prozent aller Ehen im Land zwischen Männern und Frauen unterschiedlicher Nationalitäten geschlossen. In der Schweiz waren in diesem Jahr sogar 44 Prozent aller Heiraten binational. 1970 lag diese Quote erst bei 18 Prozent. Über alles besteht eine von fünf Ehen in der Schweiz aus Partnern mit verschiedenen Pässen. In China konnte die erste «internationale» Ehe 1977, ein Jahr nach Maos Tod, erst nach der Intervention des neuen Parteichefs Deng Xiaoping geschlossen werden. Seither ist die Zahl dieser Ehen ebenfalls deutlich gestiegen.

Was sagt die grosse und wachsende Zahl dieser Paare über unsere Gesellschaften aus? Sind wir heute tolerant gegenüber dem oder der Fremden, so dass es keine Scheu vor familiärer Integration mehr gibt? Und was heisst in diesem Zusammenhang «fremd»?

Ein Inder verliebt sich in Amerika

Heute scheint die Betonung von Unterschieden vermeintlich weggewischt. Die Heldinnen und Helden der Überschreitung, die während grosser historischer Umwälzungen in der Differenz eine Möglichkeit und nicht eine Bedrohung sahen, sind fast vergessen.

Nennen wir stellvertretend den indischen Freiheitskämpfer Taraknath Das und seine amerikanische Frau, Mary Keating Morse. Sie verliebten sich ineinander, nachdem Taraknath als Unabhängigkeitsaktivist 1905 vor den Repressalien der britischen Regierung aus Indien in die USA geflohen war.

In den Vereinigten Staaten, wo er bei seiner Ankunft noch als «Weisser» eingestuft wurde und ungehindert einreisen konnte, schlug er sich zunächst mit Gelegenheitsarbeiten durch. Dann besuchte er die Universität und erhielt noch vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Jahr 1914 die amerikanische Staatsbürgerschaft und ein Stipendium. Er lernte Mary Keating Morse kennen, die sich in der Frauenrechts- und Antisklavereibewegung engagierte.

Alles schien eine gute Wendung genommen zu haben, als mit dem Ersten Weltkrieg gefährliche Jahre für das Paar heraufzogen: Taraknath – der nun als «schwarz» klassifiziert wurde – war 1917 wegen seiner publizistischen Angriffe auf Grossbritannien, den Verbündeten der USA, zu einer Haftstrafe verurteilt worden.

Überdies verlor seine Frau ein paar Jahre später ihre amerikanische Staatsangehörigkeit: Der Supreme Court hatte entschieden, dass amerikanische Frauen, die einen «Landesfremden» geheiratet hatten (Engländer zählten nicht dazu, wohl aber amerikanische Ureinwohner), ihrer Staatsbürgerschaft verlustig gingen. Und Taraknath war jetzt kein «Weisser» mehr, sondern ein «Landesfremder». Unbeschadet dessen erhielt er in den dreissiger Jahren eine Professur für Politikwissenschaft an der Columbia University. Zweifellos ein Sieg der akademischen Welt über engstirnige staatspolitische und ethnische Zuschreibungen.

An solche Lebenswege ist zu erinnern, wenn Diversität und Gleichheit diskutiert werden: Wie gleich sind wir, wie ungleich dürfen wir sein – und für wen?

Wenn heute die «gemischten Paare» nicht mehr als Galionsfiguren der Emanzipation präsent sind, liegt das daran, dass sie ungeachtet aller Unterschiede wegen ihrer heterosexuellen Orientierung als Vertreter der Konvention wahrgenommen werden. Aber: Ist nichts an die Stelle der Verbote von einst getreten? Ist eine Leerstelle dort entstanden, wo seit mehr als zwei Jahrtausenden über Zugehörigkeit, Gleichheit oder (unaufhebbare) Differenz gestritten wurde? Und reihenweise Gesetze erlassen wurden, die solche «Vermischung» unterbanden.

Worin lag der Grund dafür, dass über Jahrhunderte hinweg bestimmt wurde, wen man heiraten



durfte – und wen auf keinen Fall? Ein entscheidendes Motiv lautete: Herstellung von Gleichheit zur Bewahrung von Abgrenzung. Kein Wunder, dass das erste Heiratsgesetz unter Perikles ausgerechnet in der attischen Demokratie erlassen wurde. Gleichheit der Abstammung wurde nun besonders honoriert, und Paare gerieten damit zum Gegenstand der Politik.

Philosophen träumten indessen davon, dass die völkerverbindenden Paare den universalen Frieden herbeiführen könnten. In dynastischen Zusammenhängen sollten sie von frühester Zeit an auch zur Macht-sicherung beitragen, indem sie zwei Herrscherfamilien, zwei Reiche verbanden. Die Geschichte dieser dynastischen Zugewinn-Ehen zieht sich von Ramses II. und der hethitischen Prinzessin Sauskanu im dreizehnten Jahrhundert v. Chr. bis an die Gegenwart.

Dabei ist zu beobachten, wie der oder die «von aussen» kommende Partner oder Partnerin gleich oder doch ähnlich gemacht und so das Fremde fast zum Verschwinden gebracht werden soll. Da tut sich ein Zwiespalt auf, der in Mythen wie in Märchen immer wiederkehrt: Zwar fürchtete man das Fremde, gleichwohl war man sich bewusst, dass die Begegnung mit dem Fremden grosse Chancen für die Entwicklung der eigenen Zivilisation barg.

Märchen und Mythen als unerschöpfliche Wissensspeicher der Menschheit erzählen immer wieder vom Wunder der Verwandlung: Der oder die unheimliche Fremde entpuppt sich als jemand, der das eigene Leben bereichert. Oder aber das Fremde bringt den eigenen Untergang, weil man nicht verstanden hat, sich darauf einzustellen.

Kulturschock durch behaarte Beine

Die längste Zeit der Geschichte war es die Braut, die aus der Ferne in die Heimat ihres Gatten kam, in ihrer neuen Heimat neu eingekleidet wurde und nicht selten einen neuen Namen erhielt. So wurde aus der hethitischen Prinzessin Sauskanu die dritte Grosse Gemahlin Maat-Hor-neferu-Re des Pharaos Ramses II., wie wir aus dem ältesten erhaltenen Friedensvertrag der Welt aus dem Jahr 1259 v. Chr. wissen (eine Kopie ist bei den Vereinten Nationen in New York ausgestellt).

Bei der legendären Königin von Saba, die im Palast des jüdischen Königs David in Jerusalem die Hofgesellschaft mit dem Anblick ihrer stark behaarten Beine schockierte, kam man rasch auf eine kosmetische Lösung, wodurch die Fremdheit im Handumdrehen zum Verschwinden gebracht wurde.

Wir können davon ausgehen, dass solche Praktiken des Gleichmachens wie Sauskanu sie in Ägypten erlebte, auch üblich waren bei «gemischten Paaren», die sich unterhalb der dynastischen Hierarchien fanden. Es ging darum, mit der Gesellschaft des Partners kompatibel zu sein. Hier eröffnete sich ein weites Feld der kulturellen Praxis zwischen Assimilation, Selbstbehauptung und kulturellem Zugewinn.

So wie sich seit zwei Jahrhunderten eine Revolution der Liebesfreiheit, die Aufhebung aller formellen Vorschriften vollzogen hat, so geschah vor mehr als zweitausend Jahren das genaue Gegenteil: Binnen nicht einmal hundert Jahren wurden in drei politisch-kulturellen Zentren der Antike Heiratsverbote formell aufgestellt und festgeschrieben, wo es zuvor solche gesetzlichen Regeln nicht gegeben hatte. Wichtige Heiraten waren da noch dem Gutdünken der Herrscher und der Familien überlassen.

Es begann in Jerusalem nach dem Ende des babylonischen Exils um 539 v. Chr., dann in Rom und Athen fast neunzig Jahre später im Jahr 450 v. Chr. Schliesslich gründete sich zweihundert Jahre später das beginnende indische Kastenwesen mit den grundlegenden Ehe-Regularien in den entsprechenden Schriften (Manusmriti) vornehmlich auf die Hautfarbe nach der Massgabe: je heller, desto edler.

Das Motiv war in allen Fällen ähnlich: Es sollten vor allem die Stützen der Gesellschaft angesichts äusserer oder innerer Gefahren homogenisiert und Loyalitäten gestärkt werden. Das hatte drastische Massnahmen zur Folge. Das Konzept exklusiver Zugehörigkeiten nach Herkunft, Hautfarbe, sozialem Status und Religion wurde praktische Politik.

Die Mischehe als Verrat an der eigenen Herkunft

Die Juden, die aus der babylonischen Gefangenschaft befreit nach Jerusalem zurückkehrten, mussten feststellen, dass dort viele Familien mit «fremden Frauen» aus dem Umland Jerusalems gegründet worden waren. Die «Reinheit» des Glaubens und die ethnisch exklusive Glaubenszugehörigkeit, die für die Juden im Exil überlebenswichtig waren, wurden hier, in der Heimat, kaum beachtet.

Die Sitten erschienen den Heimkehrern lax und widersprachen allem, was die Juden in Babylon heilig gehalten hatten als Grundlage ihrer Eigenheit und ihres Überlebens. Gegen den Niedergang konnte es nur ein Mittel geben, wie das Buch Esra im Alten Testament unerbittlich verfügte: Die Juden sollten sich verpflichten, alle fremden Frauen mitsamt ihren Kindern wegzuschicken. Nur so könnten sie sich wieder mit Gott versöhnen. Mit dieser Familientrennung sollte die «Reinheit» der eigenen Gruppe wiederhergestellt werden.

Im Buch Esra wurden zum bösen Schluss die Namen sämtlicher Männer aufgeführt, die mit «fremden Frauen» zusammenlebten. Die «Mischehen» bedeuteten nach orthodoxer Lesart also nicht weniger als Verrat an der eigenen Herkunft.

Nicht allein das Judentum, auch das demokratische Athen mit Perikles an der Spitze meinte um 450 v. Chr., gesetzliche Massnahmen zur Homogenisierung der Interessen und zur Stärkung des Zusammenhalts der Stadtgesellschaft Athens ergreifen zu müssen.

Dass eine gelenkte, politisch motivierte Heiratspolitik auch in der ältesten Demokratie der Welt angestrebt wurde, ist eine Entdeckung, die stutzig macht, weil doch die persönliche Freiheit unverbrüchlich mit der Demokratie verbunden zu sein scheint. In Athen aber sorgte Perikles mit dem Bürgerschaftsgesetz von 451/450 v. Chr. dafür, dass der Zugang zum vollen Stadtbürgerrecht drastisch eingengt wurde. Denn: Nur wer mütterlicher- wie auch väterlicherseits von Athener Bürgern abstammte, sollte in Zukunft das Bürgerrecht mit allen Vorteilen erhalten.

Perikles fürchtete einen zu starken Einfluss fremder Interessen in der Stadt. Das war eine Vorform nationaler Zugehörigkeit. Das Gesetz betraf die Athener aller Schichten – und am Ende sogar Perikles' unehelichen Sohn, dessen Mutter die berühmte Aspasia war.

Das Unvermischte wurde als Garant des sozialen Friedens und der Demokratie betrachtet. Wenn alle Bürger mitbestimmten, dann kam es darauf an, wer zu den Bürgern gerechnet werden durfte. Gleichheit sollte, diametral zur heutigen Auffassung, Voraussetzung der Demokratie sein, nicht ihre Folge. Mischung galt als Ursache für Unfreiheit. Gleiches galt für das Römische Reich, wo das Zwölftafelgesetz Heiraten strikt nach sozioökonomischer Zugehörigkeit verlangte.

Beispiele für alle Arten der sozialen, ethnischen oder ökonomischen Abstammungsexklusivität finden sich bis heute über den ganzen Globus verteilt: In die Verfassung von Côte d'Ivoire etwa wurde im Zug der Auseinandersetzungen um die Nachfolge des 1993 gestorbenen Präsidenten Houphouët ein Artikel hinzugefügt, der bestimmte, dass für die Präsidentschaft ausschliesslich ein «reiner» Ivoirer kandidieren dürfe – womit die Kinder aus gemischten Ehen von vornherein von diesem politischen Amt ausgeschlossen sind.

Der Anlass für diese Verfassungsänderung im westafrikanischen Land lag in innenpolitischen Kämpfen. Auf ein solches Abstammungsgebot bezog sich in den USA noch Donald J. Trump, als er gegen Barack Obama mit dem haltlosen Vorwurf polemisierte, dieser sei kein Amerikaner. Ausschluss ist das Mittel einer Politik, die sich nicht besser zu helfen weiss. Perikles grüsst von fern.

Gemischt und doch nicht

Wonach aber sortieren sich heute die Paare, wenn es doch in den meisten Ländern keine formellen Verbote mehr gibt? Soziologische Studien legen nahe, was Niklas Luhmann in seinem Werk «Liebe als Passion» für das 19. Jahrhundert nach dem Verschwinden der Heiratsordnungen nachgewiesen hat: Auch ohne Vorschriften heiratet die grosse Mehrheit klassen- und kulturkonform.

Das scheint nach den kriegsbedingten Umbrüchen des 20. Jahrhunderts heute wieder verstärkt der Fall zu sein. Auch bei «gemischten Paaren», weil sie, schaut man auf Besitz und Bildung, häufig eben nicht «gemischt» sind: Wenn eine Partnerschaft über zwei Kulturen hinweg eingegangen wird, ist es wahrscheinlich, dass beide einer ähnlichen sozioökonomischen Schicht angehören. Das Anderssein ist dann nurmehr eine Art sektorale Abweichung, verweist aber nicht länger auf eine ganz andersartige Existenz.

Diese Konformität von der Wiege bis zur Bahre erzeugt womöglich jene Unduldsamkeit, die uns als Gesellschaft heute belastet. So erhoben die «gemischten Paare» in der Vergangenheit täglich ein Veto gegen exklusive Zugehörigkeiten und ihre Zumutungen. Was an ihre Stelle tritt? Wir wissen es nicht.

Der Historiker und Journalist *Michael Jeismann* ist Autor von «Die Freiheit der Liebe. Paare zwischen zwei Kulturen. Eine Weltgeschichte bis heute» (Hanser 2019); er lebt in Leipzig.

Luca Schenardi ist freischaffender Grafiker und Illustrator; er lebt in Altdorf.

Ameisen auf Stelzen

Vor zwanzig Jahren zeigte ein kurioser Versuch: Manche Insekten zählen Schritte.



Eine Wüstenameise, deren Beine mit Schweineborsten (rot) verlängert wurden.

Am Anfang von Rüdiger Wehners Karriere als Verhaltensbiologe stand eine Panne. Eigentlich wollte er im Frühling 1968 in Israel die Sinne von Bienen erforschen. Doch als er nach einer langen Reise im VW-Bus von Zürich bei der Bienenstation eintraf, musste er feststellen, dass sich die dortigen Bienen von seinen Apparaturen nicht anlocken liessen, weil die Orangenbäume der Station in voller Blüte standen.

Etwas ratlos sah Wehner am Boden jene Tiere, die von nun an sein Leben bestimmen würden: die Wüstenameisen der Gattung *Cataglyphis*. Auf Futtersuche bewegten sich die langbeinigen Insekten kreuz und quer, doch sobald sie Beute gefunden hatten, schleppten sie diese auf einer geraden Linie zum Nest zurück. Offenbar wussten die Ameisen an jeder Stelle ihres Zickzackwegs, in welcher Richtung und Entfernung ihr Nest lag. Wehner fand diese Fähigkeit so faszinierend, dass er innig hoffte, die Bienen würden nicht doch noch kommen.

Auf der Suche nach einem näher gelegenen Ort, um diese Ameisen zu erforschen, wurde Wehner 1969 in Tunesien fündig. Im Küstenort Mahrès gab es den harten, flachen Wüstenboden, der ideal war für die Experimente. Von nun an tauchten jeden Sommer Forscher von der Universität Zürich und bald auch von andern Universitäten in Mahrès auf. Sie zeichneten ein Gitternetz auf den Boden, um die Wege der Ameisen zu verfolgen, und brachten verrückte Apparate mit, um ihre Navigationsfähigkeiten zu enträtseln.

Für die Forschung, die Wehner im Sinn hatte, eigneten sich Wüstenameisen aus drei Gründen: Sie waren alleine unterwegs, sie legten keine Duftspuren wie andere Ameisen, und sie kamen in der konturlosen Landschaft ohne Wegmarken aus. Unter diesen Bedingungen mussten sie immer registrieren, in welche Richtung sie sich bewegten, welche Strecken sie zurücklegten und wie sie beide Massgrössen verbanden.

Raffinierte Experimente ergaben, dass Ameisen über verschiedene Systeme verfügen, die abhängig von der Situation zum Einsatz kommen. Die Richtung können sie zum Beispiel aus Eigenschaften des Sonnenlichts lesen. Um die Distanz zu schätzen, benutzten sie die Geschwindigkeit des unter ihnen vorbeiziehenden Bodens. Doch das war nur möglich, wenn der Boden Konturen hatte, die das Ameisenauge erkennen konnte. Es musste also noch eine andere Distanzmessung geben.

Bereits 1904 hatte der französische Insektenkundler Henri Piéron vermutet, dass Ameisen ihre Schritte zählen. Doch niemand wusste, wie man das beweisen könnte – bis ein Student von Wehner, Matthias Wittlinger, eine Idee hatte: Er wollte die Beine der Ameisen mit kleinen Stelzen verlängern. Der Gedanke dahinter war einfach: Falls die Ameisen tatsächlich Schritte zählten, um eine Strecke einzuschätzen, müssten sie auf Stelzen systematisch zu weit gehen. Schliesslich legten sie mit jedem Schritt eine grössere Distanz zurück als ohne Stelzen.

Wehner zweifelte, ob dieser Eingriff technisch möglich sei, doch Wittlinger liess nicht locker und platzierte eine 10 Meter lange Metallrinne mit dem einen Ende am Nesteingang. Am anderen Ende legte er Futter hin. Nachdem die Ameisen gelernt hatten, wo das Futter war, fing er einzelne Tiere an der Futterstelle ein. Er kühlte sie ab, damit sie sich nicht mehr bewegten, und klebte Schweineborsten an ihre Beine.

Daraufhin liess er sie in einer parallelen längeren Rinne wieder laufen. Und tatsächlich rannten sie fast 15 Meter, bis sie sich nach dem Nesteingang umschaute. Die Ameisen mit normallangen Beinen begannen den Eingang schon nach 10 Metern zu suchen. Ameisen, deren Beine Wittlinger verkürzt hatte, stoppten hingegen schon nach etwa 6 Metern. Die Wüstenameisen schienen Distanzen tatsächlich mittels der Anzahl von Schritten zu messen.

Nach der Publikation im Jahr 2006 wurde das Experiment sofort weltberühmt. Es beantwortete mittels einer für Laien nachvollziehbaren eleganten Methode eine Frage, die auf den ersten Blick unlösbar schien – und es war einfach amüsant, sich Ameisen auf Stelzen vorzustellen.

Abenteuer gibt's draussen! Ein Rennvelofahrer? Eine Schalterbeamtin? Wen eine Psychologin und ein Innenarchitekt in diesen Räumen vermuten.

Die Psychologin Ingrid Feigl

Sehr proper und clean kommt diese Wohnung daher, hell mit viel Licht, und fast alles ist in Weiss gehalten. Farbiges mag die Bewohnerin nicht – es sei denn, es handelt sich um Natur, Holz oder Grünpflanzen. Bedachtsam und sorgfältig eingerichtet, scheint hier alles seinen Platz zu haben, Unordnung hat sie nicht gern. Hat die Bewohnerin vielleicht einen anstrengenden Beruf mit viel Trubel und begegnet vielen Leuten? So dass sie es daheim gerne luftig und ruhig hat mit viel Leerraum zur Erholung?

Das Wohnzimmer ist fast schon üppig bestückt mit unzähligen Kissen auf dem Sofa und viel Grünzeug. Das ist vermutlich ihr Wohlfühlort und dient dem Rückzug aus dem Alltag. Ist sie irgendwo im öffentlichen Dienst tätig, an einem Schalter mit viel Publikumsverkehr? Der Beamer ist startbereit für einen Filmabend, die schwungvolle Liege eine Wohltat fürs Auge. Aber ob sie auch dem Rücken guttut?

Die Küchenfront wirkt wie neu eingebaut, keine Gebrauchsspuren, gähnende Leere. Aber dennoch sind die Messer griffbereit – da muss hin und wieder tüchtig geschält und geschnetzelt werden. Ob Grossmutter's Waage in Gebrauch ist oder eher ein Erinnerungsstück? Jedenfalls eine liebevolle Reminiszenz an frühere Zeiten.

Hier wohnt jemand, der sehr strukturiert ist und klare Vorstellungen davon hat, was wo hingehört. Bunt treibt es die Bewohnerin nur auf dem Schuhkasten. Dort tummeln sich kreuz und quer Fotos, Postkarten, Bildchen und Sprüche. Zwei Paar Turnschuhe links und rechts, was da drinnen wohl noch für Schuhwerk lagert? Vielleicht Sneakers, Loafers, jedenfalls bequeme, das lassen die Gehhilfen in den Turnschuhen vermuten.

Einblick in allzu Persönliches möchte die Bewohnerin nicht geben, keine Accessoires im Bad, kein Schlafzimmer, kein Kleidungsstück. Und die vermutlich nicht mehr so junge Frau scheint gänzlich ohne Lesestoff auszukommen, kein Buch, keine Zeitung nirgendwo, auch nichts Digitales. Vielleicht lebt sie eher zurückgezogen in ihren vier Wänden, aber liebe Menschen hat sie sehr wohl um sich, das lassen all die Karten und Fotos am Schuhschrank vermuten.

Der Innenarchitekt Jörg Boner

Das Paar in seinen Dreissigern, das hier wohnt, hat geputzt und aufgeräumt. Die Böden sind blitzblank. Die vielen weissen Abstufungen in dieser Wohnung unterstützen den Eindruck von Sauberkeit. Selbst die Schuhe sind weiss. Die schwarzen, flexiblen Stützen in einem der beiden gleichen Schuhpaare bilden farblich einen grossen Kontrast.

Vielleicht hat eine der beiden Personen eine körperliche Beeinträchtigung oder heilt zurzeit einen Unfall aus. War jemand vielleicht zu schnell mit dem Rennvelo unterwegs? Die leuchtende Felge im Wohnzimmer könnte eine Fährte sein.

Die Einrichtung variiert in weissen Tönen, das ist die Grundstimmung der Wohnung. In der Küche und im Wohnzimmer kommt Holz vor. In der Küche sind es der alte Beizentisch mit Gusseisenfüssen und die Kommode unter dem kleinformatischen, offenen Gestell. Selbst die Küchenbretter und das magnetische Messerbrett werden zu Faktoren der Inneneinrichtung, die den Kontrast zwischen Raum und privatem Besitz unterstützen.

Die vielen Beigetöne und die natürlichen Holzfarben wirken wie Platzhalter für Natürlichkeit. Das Farnblatt im Holzrahmen in der Küche folgt dieser Logik. Selbst die Küchenleuchte in einem beige gehaltenen textilartigen Kunststoff würde man zu den Naturtönen zählen.

Die Grünabstufungen der Pflanzen im Wohnzimmer sind die einzigen Bunttöne in diesem Zuhause. Die restlichen Farben sind verschiedene Ausprägungen von Grau, Beige und Braun. Trist ist das nicht. Die Karten beim Schuhregal im Eingang sind indes bunt und lassen auf ein reges soziales Leben schliessen.

In der Küche wird bestimmt oft gekocht, auch wenn es auf den Bildern nicht danach aussieht. Die bunten Farbtöne, das sind die Freunde und Freundinnen. Bunt ist es draussen, bunt ist das Leben. Was sie im Leben beruflich tun? Keine Ahnung. In den eigenen Wänden ist alles still und unter Kontrolle. Die Abenteuer, die gibt's draussen.



- o. Lust auf einen Filmabend? Der Beamer im Wohnzimmer ist bereit.
- l. Griffbereite Messer: In der Küche wird tüchtig geschält und geschnetzelt.
- r. Wer trägt diese Schuhe mit Gehhilfen?



Romy Tschopp: «Ich sitze im Rollstuhl, kann aber auch etwas gehen.»

Romy Tschopp, 32 Snowboarderin

«Als jeder von uns noch in seiner WG wohnte, war mein Zimmer ... Nennen wir es: kreativ-chaotisch. Und das Zimmer von meinem Mann war steril. Seit wir vor acht Jahren zusammengezogen sind, bin ich viel ordentlicher geworden. Es ist ein Megaprivileg in Sissach, gleich in der Nähe des Bahnhofs, zu wohnen, noch dazu in so grossen Räumen, das macht es für mich im Rollstuhl viel einfacher.

In der Wohnung rollt es manchmal von allein. Das Gebäude ist alt, der Boden nicht überall gerade. Kommt man in die Stube, knackt und knarrt es, das macht den Charme unseres Zuhauses aus. Im Gang hat mein Mann eine kleine Rampe eingebaut, zum Glück ist er handwerklich begabt, anders als ich. Der Esstisch ist vom Schwiegervater, er ist Schreinermeister, von ihm ist auch der Stuhl im Wohnzimmer, der durchaus bequem ist. Den Küchentisch hat mein Mann restauriert. Die Vorliebe für Holz liegt in der Familie.

Meine Medaillen hängen an einem Bügel im Kleiderschrank. Medaillen sind mir gar nicht so wichtig. Wichtiger ist mir, über mich hinauszuwachsen und jeden Tag mein Bestes zu geben – im Leben und in den Rennen.

Ich trainiere täglich: Heute war ich in der Physiotherapie, und anschliessend habe ich Rumpf und Beine trainiert. Einmal wöchentlich gehe ich zu meinen Grosseltern, um gemeinsam Pilates zu

machen. Ich bin Fachfrau Bewegungs- und Gesundheitsförderung. Jetzt aber Spitzensportlerin.

Ich sitze im Rollstuhl, kann aber auch etwas gehen. Das kann für einige irritierend sein. Aber das ist oft der Fall – vor allem, wenn nur gewisse Nerven verletzt sind. Ich schwanke hin und her. Das ist sehr intensiv und mit der Zeit extrem schmerzhaft. Auf dem Snowboard bin ich eindeutig stabiler als auf den Beinen.

Boarden gibt mir ein Freiheitsgefühl zurück, das ich noch von früher kenne. Als Kind konnte ich sogar etwas rennen. Ich wurde mit einem offenen Rücken geboren. Ich verbrachte Monate und Jahre meines Lebens im Spital oder in der Reha. Spina bifida ist eine inkomplette Querschnittslähmung. Ich wurde bereits nach der Geburt erstmals operiert. Die Ärzte gingen davon aus, dass ich nie laufen lernen würde. Meine Eltern wollten aber für mich die bestmöglichen Bedingungen schaffen. Sie trainierten täglich mit mir. Vor allem meine Mutter.

Ich habe drei Geschwister. Wir sind eine sportliche Familie. Sie nahmen mich immer und überall mit. «Geht nicht, gibt es nicht», sagten sie.

Meine Schmerzen kann ich gut überspielen. Ich glaub, das ist auch eine gewisse Überlebensstrategie. Ich will mir und anderen zeigen, dass es möglich ist, schwierige Umstände zu überwinden und auf das zu setzen, was einen wirklich erfüllt.

Es sind unterschiedliche Arten von Schmerzen: mal ein stechender Schmerz im Rücken, mal ein Kribbeln, wie ein elektrisches Gefühl oder eine Form von Stromschlägen. Schmerzfrei zu sein, habe ich schon lange nicht mehr erlebt. Aber ich kann auch viel mental erreichen, wenn ich den Fokus weg von den Herausforderungen hin zu den Möglichkeiten lenke.

Mich für einen stehenden Behindertensport zu entscheiden, obwohl ich im Alltag auf den Rollstuhl angewiesen bin, war eine Herausforderung, die ich wollte. Es macht mich stolz, dass ich als erste Schweizerin überhaupt im Jahr 2022 die Schweiz an den Paralympischen Spielen vertreten durfte. Und dass ich im Jahr darauf im Snowboardcross Vizeweltmeisterin werden konnte.

Um mit meiner Behinderung mithalten zu können, muss ich viel an mir arbeiten. Aber das reizt mich. Sobald ich mit einem Snowboardschuh nicht mehr in der Bindung bin, bin ich absolut verloren. Das Swiss-Parasnowboard-Team unterstützt mich überall, wo ich Hilfe benötige. Das heisst, dass ich auch immer eine Person habe, die mir zur Seite steht. Wir sind ein sehr gut eingespieltes Team. Anders wäre das kaum möglich. Daheim ein Team – und im Job auch. Wenn das kein Glück ist.»

Aufgezeichnet von Gudrun Sachse.
Bilder: Daniel Winkler.

Pulver gut Der frühere Skirennfahrer *Pirmin Zurbriggen* verrät seine Lieblingspisten und die schönsten Bergrestaurants.



Pirmin Zurbriggen (62) war Olympiasieger, vierfacher Weltmeister und gewann viermal den Gesamtweltcup. Bereits mit 27 trat er zurück. 2004 wurde er zum «eidgenössischen Jahrhundert-Sportler des Ski- und Schneesports» gewählt. Zurbriggen ist verheiratet, hat fünf Kinder und führt das Suitenhotel Zurbriggen in Zermatt.

Als ich drei Jahre alt war, stand ich zum ersten Mal auf Ski. Ich weiss noch genau: Sie waren rot. Es ist wie mit der Liebe, die erste vergisst man nie. Ähnlich ist es mit dem ersten Preis, den ich mit Skifahren gewonnen habe. Ich durfte als Rennfahrer 40 Weltcup-Siege feiern. Aber an die elektrische Autorennbahn, die ich als 10-Jähriger gewann, erinnere ich mich am liebsten. Es war an den **Topolino-Rennen** in Italien. Die inoffizielle Weltmeisterschaft für Kinder gibt es heute noch.

Im Weltcup waren die Pisten immer pickelhart. Heute habe ich es lieber, wenn der Schnee etwas leichter und angenehmer ist. Am besten ist ein harter Kern aus Kunstschnnee und eine weiche Schicht Naturschnee obendrauf. Wo es den besten Schnee der Welt gibt? Das lässt sich nicht eindeutig sagen. Als Europäer vergisst man manchmal den sensationellen Schnee in Japan, zum Beispiel in **Shigakogen**, in den Bergen von Nagano, etwa 2,5 Stunden von Tokio entfernt.

Aber am liebsten fahre ich natürlich im Wallis Ski, zum Beispiel bei mir daheim in **Saas-Almagell** (Tageskarte 56 Fr.) oder in **Zermatt** (103 Fr.). In diesen Gebieten kenne ich jeden Buckel und jeden Lift. Wo man sich heimisch fühlt, fährt man auch besser Ski.

In Zermatt sind auch meine zwei Lieblingsrestaurants. Im «**Chez Vrony**» habe ich vor vielen Jahren meine Frau Moni kennengelernt, das «**Paradise**» führt mein Sohn Elia. Hier esse ich immer die **Bucatini** (27 Fr.). Die sind nicht zu toppen.

Wenn ich anderen Skifahrern einen Tipp geben darf: lieber etwas langsamer. Ich sehe immer wieder Leute, die über ihre Verhältnisse fahren. Wenn ich beobachte, wie sie manchmal ungeduldig am Lift anstehen oder sich langweilen, denke ich: Nehmt es gemütlich, schaut in die Natur, in die wunderbaren Berge.

Etwas vom Wichtigsten beim Skifahren ist das Gleichgewicht. Das kann man trainieren: zum Beispiel mit **Schlittschuhfahren**. Probieren Sie es einmal.

Unsere Familie besitzt viele Paar Ski. Jedes der fünf Kinder hat mehrere für verschiedene Verhältnisse und für Skitouren. Wir tauschen sie auch untereinander aus. Ich fahre immer noch gern **Kästle-Ski** (ab etwa 600 Fr.), wie zu meinen aktiven Zeiten. Die **Skischuhe** sind auch von Kästle (ab etwa 300 Fr.). Ich gebe der Firma Tipps bei der Entwicklung. Für mich muss ein Schuh schmal sein und nicht zu hart.

Ein Tipp gegen schmerzende Füße: Ich sehe oft, dass Leute falsch in die Skischuhe steigen. Sie vergessen, den **Innenschuh** nochmals hochzuziehen, wenn sie drin sind. Dann gibt es ein Durcheinander im Schuh, und es kann passieren, dass der Knöchel weh tut. Gegen kalte Füße hilft, sie morgens abwechselungsweise kalt und warm abzusuchen.

Ich werde oft gefragt, wie man Kinder fürs Skifahren begeistern kann, zum Beispiel wenn es kalt ist und schlechtes Wetter. Der Trick ist, sie erst überhaupt aus dem Haus zu locken. Ich habe es mit meinen fünf Kindern immer so gemacht: Zwei, drei wollten sowieso immer mitkommen. Und den anderen habe ich gesagt: So, wir gehen jetzt und lassen euch hier. Dann wollten sie auf einmal doch mitkommen. Jedes Mal waren sie später happy. Weil Skifahren glücklich macht.

Aufgezeichnet von *Flurin Clalüna*.



Auf den Pisten von Saas-Fee fällt Aline Bot auf. Nicht nur wegen ihrer Tricks, sondern auch wegen ihrer bunten Ausrüstung.

Die letzte Schneetänzerin

Vor dreissig Jahren war Skiballett olympisch, dann ist der Trendsport verschwunden. Das will Aline Bot ändern. Von *Marius Buhl*, Bilder *Annick Ramp*

3906 Saas-Fee. Natürlich trägt sie Neon. Schon morgens um 6 Uhr, am Perron in Bern, ragte sie aus der Masse der dunkel gekleideten Pendler heraus, die Skihose eng anliegend und pink, die Jacke ebenso. So aufzufallen, war ihr dort noch etwas unangenehm, aber jetzt, oberhalb der Längfluh, auf den Skipisten von Saas-Fee, habe das Outfit einen Zweck, sagt Aline Bot.

10 Uhr, null Grad, mildes Licht. Aline Bot leuchtet vor dem weissen Hintergrund, der pinkfarbene Punkt fällt schon von weitem auf. Sie schwingt nicht gleichmässig rechts und links wie die bögelnden Rennfahrerinnen, sie fährt auch nicht kerzengerade den Hang hinunter wie der Familienvater, der sein Kind einzufangen versucht. Bot tanzt. Mitten in der Fahrt hebt sie federleicht den linken Ski über den rechten, gleitet für wenige

Sekunden mit überkreuzten Beinen talwärts, dreht dann eine halbe Pirouette, und während man sich noch fragt, warum dieses Manöver nicht zu einem Sturz mit mehreren Kreuzbandrissen führt, dreht sie sich mit einem beherzten Sprung zurück in Fahrtrichtung und breitet dabei die Arme aus wie eine Kunstturnerin. «Alter, kraassssss», schreit ein Junge auf dem Sessellift, und auch auf den Sitzen davor und dahinter starren die Menschen verwundert, als wollten sie fragen: Ist das gerade wirklich passiert?

Aline Bot kennt das schon. Wenn sie auf der Piste ist, drehen sich die Menschen nach ihr um, rufen ihr hinterher, manche fahren ihr gar nach und filmen sie heimlich, andere fragen wenigstens, ob sie ein Foto machen dürfen. Neulich in Österreich wollten junge Frauen Bot überzeugen, zu einem Jungesellinnenabschied zu kommen, um



Einst glitten Athletinnen in funkelnden Anzügen zu Musik über den Schnee – bis Skiballett von der Bildfläche verschwand.

den Mädels ein paar Tricks zu zeigen. Bot freut sich darüber, die Komplimente geben ihr das Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein. Gleichzeitig ist ihr das alles auch ein bisschen unangenehm. Aufzufallen sei eigentlich nicht ihr Ding, sagt sie. Und doch muss sie es, wenn sie ihren Traum wahr machen will: einen untergegangenen Sport wiederbeleben.

Skiballett klingt zu altmodisch

Das, was Aline Bot an diesem Samstag auf den Pisten von Saas-Fee trainiert, nannte sich früher Skiballett, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren. Damals tanzten wilde Akrobaten in grellen Outfits über die Pisten, massen sich in Wettbewerben, bei denen sie zu Opernmusik Pirouetten drehen und Salti schlugen. Zweimal war der Sport gar olympisch, 1988 und 1992 – bis er in den Jahren danach komplett verschwand. Wenn es nach Aline Bot geht, ändert sich das wieder.

Sie steht jetzt unten am Sessellift, schiebt die Skibrille in die blondierten Haare und erzählt von ihrem Traum, der eigentlich simpel ist: Eines Tages will sie nicht mehr der einzige tanzende Punkt am Hang sein.

Bevor sie so richtig erklären kann, wie sie das anstellen will, ist der Sessellift schon wieder oben angekommen, und Bot macht sich bereit für den nächsten Tanz. Zieht die Handschuhe über, setzt die Brille auf. Die Schneekanonen pusten ihr weisses Pulver auf die Pisten, doch Bot lässt sich davon nicht stören. Den Trick, den sie gerade einstudiert, nennt sie «hands-up toe lift». «Eigentlich easy», sagt sie, «man katapultiert sich am Ende des Schwungs nach vorne, stützt die Hände in den Schnee und schlägt ein Rad mit den Ski in der Luft.» Wenn sie genug Schwung habe, lande sie auf den Füßen. Sie macht es vor, nimmt Anlauf, fährt eine leichte Kurve und dreht sich dann so schnell über die eigenen Hände, dass man es kaum wahrnimmt. Wie ein Pfau, der sein wunderschönes Rad schlägt. Im Lift jubelt schon wieder jemand.

Anhand des «hands-up toe lift» lässt sich gut erklären, wie sie das anstellen will mit der Renaissance des Sports. Den Trick gab es damals noch nicht, er ist ihre eigene Erfindung. Strenggenommen will Bot nämlich nicht das alte Skiballett wiederbeleben, sondern eine modernisierte Form davon auf die Pisten bringen. Schon den Namen findet sie zu steif, Ballett, das klinge nach Hochkultur, Tschaikowsky, «aber ich identifiziere mich nicht als Ballerina». Sie hat lange überlegt, was sie stattdessen sagen soll. «X-Style» stand auf der Liste, weil es nach Jugend klingt und Internet, aber wer weiss schon, was damit gemeint ist? Bot verwarf es wieder. Derzeit sagt sie einfach «Free Ski».

Wenn man sie so sieht, ein einsamer Pfau am Hang, bekommt man leise Zweifel. Ist das, was sie da beherrscht, nicht viel zu schwer, als dass Dutzende Jugendliche es ihr gleichtun könnten? Ist Skiballett gar aus gutem Grund ausgestorben? Zu schräg, zu schrill, zu altmodisch?

Aline Bot kennt die Zweifel, sie hat sie selbst oft. Mal glaubt sie fest an die Wiederauferstehung, mal hat sie das Gefühl, der einzige Mensch auf der Welt zu sein, der auf Ski ein Rad schlagen kann und das interessant findet. Und doch überwiegen für sie die Zeichen, dass es etwas werden könnte.

Die Figuren sind ein Schatz aus der Vergangenheit

Sie hat Langeweile ausgemacht bei vielen Skifahrerinnen und Skifahrern, die einfach die Hänge hinunterwedeln. Die Pisten werden wegen des Kunstschnees härter, Pulverschnee fällt seltener. Für Skiballett, sagt Bot, brauche man keine steilen Hänge, keine roten und schwarzen Pisten, keine Vielfalt. Ein kleiner Hang, von ihr aus mit Kunstschnee bedeckt, reiche völlig aus, um einen Tag lang Spass dabei zu haben, neue Figuren einzustudieren.



Nun will Aline Bot den vergessenen Tanz (sie nennt es Free Ski und nicht Skiballett) auf Ski wiederbeleben.

Ausserdem beobachtet Bot Social Media. Dort sieht sie immer wieder Videos aus China, wo bereits mehr Menschen Spass daran haben. Sie studiert auch die Accounts der Skilehrer, die längst kleine Pistentricks in ihren Fahrstil einbauen und diese bei Instagram hochladen, Kilian Weibel zum Beispiel, ein Schweizer Ski-Influencer. Und dann sind da noch die uralten Videos, die plötzlich wieder auftauchen, die Kür des Deutschen Hermann Reitberger oder der Schweizerin Conny Kissling etwa, die im vorigen Jahrtausend beide olympisches Gold gewannen.

Schon träumt Bot nicht mehr nur von vielen Mitstreitern und neuen Wettbewerben, sondern auch von Marken, die mit ihr werben wollen, von Skigebieten, die neue Camps ausrichten, von einer ganzen Bewegung. An guten Tagen, wie gesagt. An den schlechten ist sie selbst nicht sicher.

Bot selbst ist erst 26 Jahre alt, aber eigentlich ein Überbleibsel aus der alten Zeit. Ihr Vater, einst ein sportlicher Student, nahm an Skiballett-Camps teil, die die Schweizer Pionierin Conny Kissling ausrichtete. Als er später mit seinen Kindern von Bern aus in die Berge fuhr, zeigte er ihnen die Tricks. So kam es, dass Bot über Jahre

Figuren übte, nicht ahnend, was für einen Schatz sie da aus alten Zeiten in die Gegenwart rettete.

Als sie älter wurde, Studentin der Wirtschaftswissenschaften in Bern, mit besonderem Interesse für Sportmarketing, verstand sie mehr und mehr, dass ihre Fähigkeiten besonders waren. Sah immer wieder die Videos von früher, in denen die Protagonisten mühelos über die Pisten wirbelten.

Die steife Opernmusik störte sie zwar, aber dann las Bot, dass sie als Witz gedacht war. Das Skiballett sei eigentlich eine Ausweitung der 68er Bewegung auf die Pisten gewesen, wider den langweilig abfahrenden Mainstream – und weil es die maximale Verhöhnung war, tanzte man zur Musik der Menschen, gegen die man rebellierte.

Bot las auch, dass das Skiballett so zur ersten Freestyle-Sportart wurde – und sich daraus alle anderen entwickelten: Slopestyle, also das Springen über Hindernisse und Schanzen, Buckelpiste, Halfpipe. Alles Disziplinen, die heute angesagt sind und bei den Olympischen Spielen Massen anziehen. Alles Sportarten, in denen es Schweizer Stars mit vielen Social-Media-Followern gibt, Andri Ragettli etwa oder Mathilde Gremaud. Aber am Anfang war das Skiballett.

Vor zwei Jahren wollte Bot mehr. Sie schrieb eine Nachricht an die mittlerweile 64-jährige Pionierin Conny Kissling und fragte sie, ob sie ihr alte Tricks zeigen könne. Kissling lehnte ab. Bot gab aber nicht auf und schrieb auch Hermann Reitberger an, den deutschen Pionier und Olympiasieger. Der war sofort begeistert.

Die grösste Hürde ist der «cringe mountain»
Viermal traf sie sich mit dem Altmeister. Reitberger, mittlerweile 68 Jahre alt, springt immer noch den Stocksalto, bei dem er sich in niedrigem Tempo auf seine eigenen Stöcke stützt, sich über sie nach oben abdrückt und dann vorwärtsrotiert. Als sich die beiden gemeinsam die Pisten hinunterschwangen, Jung und Alt, berauschten sie sich aneinander. Reitberger an Bot, weil er das Gefühl hatte, etwas von sich in ihr zu sehen, etwas weitergeben zu können. Und Bot an Reitberger, weil sie spürte, dass sie nicht allein auf der Welt ist mit ihren Tricks. Dass es Menschen gibt, von denen sie noch etwas lernen kann und die mit ihr gemeinsam an ihrem Projekt arbeiten würden.

Reitberger war es auch, der Bot der Skifirma Fischer empfahl, die Bot seitdem mit Ausrüstung versorgt. Die Ski sind etwas kürzer und leichter, damit sie sich besser drehen kann. Allzu speziell solle das Material aber nicht sein, sagt Bot, damit jeder ihre Tricks nachmachen könne.

Ihr wichtigstes Gerät auf dem Weg zur Wiederauferstehung aber ist ihr Smartphone. Bot lädt Videos bei Instagram und Tiktok hoch, vor allem bei Tiktok hat sie bereits grossen Erfolg. Eines ihrer Videos heisst «Probably needed a hug ... went for a dance in the snow instead». Also: «Vermutlich hätte ich eine Umarmung gebraucht, stattdessen bin ich im Schnee tanzen gegangen.»

Der Titel spiegelt auch ihre wechselnde Gefühlslage: Die dunkleren Stunden, wenn sie zweifelt, ob das alles fruchtet. Die helleren, wenn sie wieder voll überzeugt ist, den Zug nach Saas-Fee nimmt und neue Tricks übt. Knapp eine Million Mal wurde das Video auf Tiktok angeklickt, darunter stehen viele motivierende Zitate: «So ein Talent habe ich noch nie gesehen», schreibt einer, «Bring back ski ballet as an Olympic sport please» ein anderer.

Bot wäre natürlich nicht die Erste, die mit ihrem spleenigen Hobby zu einer Social-Media-Berühmtheit wird. Das Problem: Noch mehr als Skivideos honoriert es speziell der Instagram-Algorithmus, wenn Menschen direkt in die Kamera sprechen, ihr Gesicht zeigen, zur Marke

werden. «Diesen typischen Selbstverherrlichungsstil auf Instagram finde ich befremdlich, so wollte ich nie wirken», sagt Bot. Dennoch versucht sie es, postet Outfit-Checks abseits des Schnees, mal ein Selfie, «aber immer auf authentische Art», wie sie sagt.

«Cringe mountain» nennen Social-Media-Strategen diese Hürde auf dem Weg zur Internet-Berühmtheit: Man muss über den Berg aus Scham, also «cringe». Sich herzeigen, unbekümmert lossprechen, ohne den Gedanken daran, wie das ankommt. Langsam, sagt Bot, gewöhne sie sich daran und habe sich von dem Druck verabschiedet, dass jeder Post perfekt sein müsse. Aber lieber wäre ihr, sie könnte nur mit ihren Tricks bekannt werden.

Zudem fehlen ihr manchmal die Mitstreiter. Mal fährt sie mit Freundinnen nach Saas-Fee, die sie filmen, sich selbst aber nicht trauen, die Beine beim Fahren zu überkreuzen. Mal mit ihrem 70-jährigen Vater, der sie stolz filmt und immer wieder versehentlich in die Videos hineinspricht. Macht nichts, da legt sie Musik drüber. Wie aber startet man so eine Bewegung?

Bot weiss, dass am Ende alles steht und fällt mit der Frage, ob sie Social-Media-Reichweite aufbauen kann. Es ist wie bei den Hits in der Pop-Musik: Die Strategien liegen auf der Hand, final planen kann sie den Erfolg nicht. Speziell auf Tiktok ist undurchsichtig, warum ein Video eine Million Klicks ergattert und das nächste nur ein paar hundert. So wird jeder Post zum Experiment: Trifft die Stimmung einen Nerv? Sammelt er viele Likes, folgen ihr mehr Menschen? Dann kämen sicher bald Firmen auf sie zu, sie könnte Teil einer Kampagne werden, von der Reichweite anderer profitieren.

Würde sie etwas Geld verdienen und nicht nur hineinstecken, könnte sie in besseres Equipment investieren, hochwertigere Videos drehen, mit immer neuen Neonklamotten überraschen. Wenn genügend Menschen zuschauten, könnte sie ein Community-Treffen organisieren. Aus ihrer kleinen Inselbegabung könnte dann eine Bewegung werden, ein immer grösser werdender Schneeball. Noch ist es nicht so weit, aber Bot sieht die Zeichen überall.

In diesem Winter wird sie bei einer Skischule in Zermatt zu Besuch sein und den Skilehrern ihre Tricks zeigen. Vielleicht ist jemand dabei, der sich ihr anschliessen möchte. Zu zweit, zu dritt oder zu viert klettert man leichter den «cringe mountain» hinauf. Und federt dann, Tanzschritt für Tanzschritt, auf der anderen Seite wieder hinunter.

Marius Buhl ist freier Journalist, er lebt in Freiburg im Breisgau. Annick Ramp ist NZZ-Fotografin.



«Die Bücher von Juli Zeh eröffneten mir neue Sichtweisen»

Dagmar Rösler ist Zentralpräsidentin des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz.

Das Buch, das meine Kindheit geprägt hat.

In die farbig und präzise beschriebenen Phantasiewelten von Michael Endes «Unendlicher Geschichte» (1979) bin ich völlig abgetaucht. Besonders Bastian, der Junge auf dem Dachstock des Schulhauses, hat mich fasziniert – ich konnte so gut nachvollziehen, wie man beim Lesen alles um sich herum vergessen kann.

Das Buch, das ich meinen eigenen Kindern vorgelesen habe.

Neben zahllosen Bilderbüchern habe ich unseren beiden Töchtern «Mein glückliches Leben» (2011) der schwedischen Autorin Rose Lagercrantz vorgelesen. Das Kinderbuch erzählt von einer wunderbaren Freundschaft und handelt von Glück, Familie, Vertrauen und Verlust. Obwohl unsere Töchter unterschiedlicher kaum sein könnten, hat die Geschichte bei beiden Begeisterung und starke Emotionen ausgelöst. Auch für mich waren es glückliche Momente.

Das Buch, das ich meinen Schülerinnen und Schülern vorgelesen habe.

Als Junglehrerin las ich meiner Klasse eines meiner Lieblingsbücher vor: «Krabat» (1971) von Otfried

Preussler – ein mehrfach ausgezeichnetes Werk. Die Geschichte handelt von einem Jungen, der Lehrling eines Zaubermeisters wird und sich gegen dessen dunkle Kräfte behaupten muss. Ich erinnere mich gut daran, wie ich immer wieder auf selbstgestaltete Plakate zurückgriff, damit die Kinder den Überblick über die vielen fremdklingenden Namen behielten. Ich glaube, das war für alle eine Herausforderung.

Das Buch, das mir neue Sichtweisen eröffnet hat.

Eigentlich müsste ich hier ein ganzes Werkuniversum nennen: die Bücher von Juli Zeh. Ihr Schreibstil fasziniert mich – präzise, wortgewandt, schonungslos und zugleich unglaublich packend. Sie blickt radikal ehrlich und differenziert auf unsere Gesellschaft, unsere Widersprüche und unsere Doppelmoral. Exemplarisch greife ich zu «Unterleuten» (2016): ein Gesellschaftsroman über Stadtflüchtlinge, den Stadt-Land-Graben, gegenseitige Intoleranz und den bis heute spürbaren Schatten der Wende. Ein entwaffnendes Buch, das die drängenden Fragen unserer Zeit schonungslos offenlegt.

Das Buch, bei dem mir warm ums Herz wurde.

«Der Bastard von Istanbul» (2006) von Elif Shafak erzählt die Reise einer jungen Frau ins Land ihres leiblichen Vaters und ihre Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft sowie der türkisch-armenischen Geschichte. Ich liebe solche vielschichtigen, gesellschaftskritischen und komplexen Geschichten, die einen zwingen, gedanklich ganz in der Handlung zu bleiben.

Das Buch, das ich nie gelesen habe.

Der Titel lautet tatsächlich «Überleben unter Arschlöchern» (2018) von Robert Sutton, Professor an der Stanford University. Ich weiss nicht mehr, warum ich mir das Buch vor Jahren gekauft habe – und erst recht nicht, warum ich es dann doch nie gelesen habe. Vielleicht sollte ich einen neuen Versuch wagen.



Nach fünf Jahren als Paar erkannte Jan Anna nicht wieder

Ich erinnere mich an eine Situation im fünften Jahr: Wir sassen auf meinem Bett, und mir wurde klar, dass ich nicht den geringsten Wunsch verspürte, mit diesem Menschen zu reden. Gleichzeitig wollte ich Anna unbedingt ausziehen. Das klingt nach Leidenschaft, war es aber nicht. Ich wollte ersetzen, was wir verloren hatten. Sex war die einzige Möglichkeit, die frühere Vertrautheit zu spüren. Diese Einsicht schockierte mich.

Angefangen hatte es 2013 wie in einem Kitschfilm. Ich war 21, Anna 18. Wir fotografierten am gleichen Konzert, ich gab ihr ungefragt Tipps – peinlich, so Mansplaining-mässig. Danach schrieben wir auf Facebook, trafen uns. Eines Nachts küsste ich sie auf einer Brücke; der Mond spiegelte sich im Fluss.

Sie war ehrlich, liebevoll und die erste Person, vor der ich weinen konnte. Ich bin auf dem Land aufgewachsen, wo Männer nicht heulen. Anna verstand nicht, weshalb ich mich für Tränen schämte. Wir waren uns sehr nah.

Als wir zusammenzogen, gab es Brüche. Ich machte eine anstrengende Ausbildung, sie jobbte als Fotografin. Abends wollte sie reden, und ich brauchte Ruhe. Es kam zu den üblichen Konflikten: Wer macht wie viel im Haushalt? Wer zahlt wofür? Rückblickend gesehen: Unsere Kommunikation war ungut. Ich reagierte schnell aggressiv, sie

wurde rasch laut. Ein Zickzack – viel Streit, viele Versöhnungen, viel Sex.

2017 bekam ich einen Job in Hamburg, sie zog für ihre Ausbildung nach Berlin und stürzte sich in den dortigen Lifestyle. Was sie anzog, welche Positionen sie vertrat: alles ultrakontrovers und vordergründig individuell, aber eigentlich austauschbar. Sie wurde eine Mitläuferin, erzählte ihrem Umfeld zum Beispiel, sie sei Veganerin. Ich so: «Hä, du isst doch Käse und Eier?» Sie fand, so werde sie besser akzeptiert.

Anna ging vier-, fünfmal die Woche feiern, schoss sich richtig weg. Ich trinke nicht, begleitete sie aber, weil ich Angst um sie hatte. Betrunken wurde sie unberechenbar und aggressiv. Irgendwann war Brüllen die erste Reaktion, wenn ihr etwas nicht passte.

Dann kamen die Schläge dazu. Ihre Wut entzündete sich an Winzigkeiten. In einer Nacht fragte ich, ob wir in der nächsten Stunde heimgehen könnten. Sie schrie, was dieser Countdown solle, und schlug zu. Sie traf mich mit ihren Ringen. Ich blutete und hielt sie fest, damit sie aufhörte. Aber als Mann kannst du nur verlieren. Sofort standen Leute um uns, überzeugte, ich sei der Täter.

Abhauen konnte ich trotzdem nie. Sie war zu betrunken, um allein nach Hause zu kommen. Am Morgen danach bereute sie jeweils alles. Wie mein Vater: nüchtern der tollste Mensch, betrunken gewalttätig.

Es klingt seltsam, aber schlimmer als die Schläge war der Moment auf dem Bett, als ich mir unsere Distanz eingestand. Danach trafen wir uns seltener. Wir trennten uns am Telefon.

Ich habe einen Menschen geliebt – und mit einem komplett anderen Menschen Schluss gemacht. Das ist, als müsste man um jemanden trauern, der körperlich noch da ist. Dieser Gedanke beschäftigt mich bis heute.

Namen aller Beteiligten geändert

Aufgezeichnet von *Barbara Klingbacher*.
Möchten Sie vom Anfang oder Ende einer Liebe erzählen?
Kontakt: barbara.klingbacher@nzz.ch

20 FRAGEN ÜBER DAS AUSSEHEN



Schönheit oder eine Million Franken: Wofür entscheiden Sie sich?

Wie viele Jahre liegen zwischen Ihrem Spiegelbild und dem Bild, das Sie selbst von sich haben?

Gehört es zu den genetischen Fallstricken, dass sich ein Körper jahrzehntelang so gut wie gar nicht verändert, um dann binnen weniger Jahre dem Alter anheimzufallen?

Slim Fit, Skinny Fit: Sollte Kleidung besser nicht wie Frischhaltefolie sitzen?

Ist Fitness die Tragödie vom ewigen Werden und Niemals-Ankommen?

Gehören Sie zu den grüblerischen Menschen, die selbst im Schlaf aussehen, als würden sie nachdenken?

Mögen Sie den Typ Mann, der aussieht, als würde er sich schon von Geburt an rasieren müssen?

Kann man an Möchtegern-Models den Versuch studieren, die eigene Unsicherheit mit einem Ausdruck käsiger Arroganz zu kaschieren?

Ist das Alter die Zeit zu sehen, statt gesehen zu werden?

Ist Schönheit eine schreckliche Last, weil ein schöner Mensch tief im Innern nie weiss, ob ein Erfolg der eigenen Leistung oder nur dem Aussehen zu verdanken ist?

Sie können wählen: Schönheit oder eine Million Franken. Wofür entscheiden Sie sich?

Mit Mitte 50 immer noch faltenfrei sein wollen: Ist das ein kindischer Gedanke, ähnlich dem, alt und erfahren in einem jungen Körper zu sein?

Halten Sie Schönheit für eine Ureigenschaft des Menschen oder eine rare Abweichung von der üblichen Norm?

Sollte man ab einem gewissen Alter im Schlafzimmer keine Glühbirnen dulden, die stärker sind als 15 Watt?

Welchen inneren Monolog führen Sie mit sich selbst, wenn Sie sich nackt im Spiegel betrachten?

Beneiden Sie Menschen, die mit ihrem naturgegebenen Aussehen leben wie Tiere und keinen Gedanken an ihre ästhetische Optimierung verschwenden?

Gibt es Menschen, die zwei Alter zu haben scheinen, ein junges für die Augen und ein älteres für den Rest ihres Gesichts?

Ist uneitel wirken zu wollen, noch eitler, als offen eitel zu sein?

Von welchem Alter an sollte man seine Kleidung der eigenen Figur anpassen und nicht mehr umgekehrt?

Gelingt es Ihnen, sich einen schönen Menschen nicht nackt vorzustellen?

Macht Warten hässlich?

Sven Michaelsen

Die Fragen im Netz
Leserinnen und Leser von NZZ Folio können die Fragen von Michaelsen online beantworten. Der QR-Code führt zum interaktiven Artikel.





UND DA OBEN SIND REIS, LINSEN, BULGUR
UND SEXUELLE FANTASIEN



DIE SOLLTEN AUCH MAL WIEDER REDEN

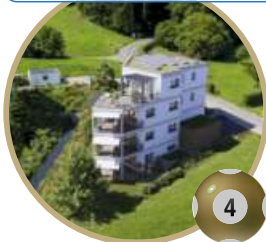


DARF ICH DICH MAL WAS FRAGEN?

7800 BRUTTO

Ihr Immobilienraum?

2.5 - 3.5 Zi. Attika-Wohnung
www.larivera.ch / +41 55 610 47 46



2.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.hotzenstock.ch / +41 55 610 47 46



4.5 und 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.duovivo.ch / +41 55 610 47 46



3.5 u. 4.5 Zi. Eigentumswohnung
www.hofwissen.ch / +41 52 338 07 09



2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.amzentrum.ch / +41 55 610 47 46



5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.schlossblick.ch / +41 58 400 85 20



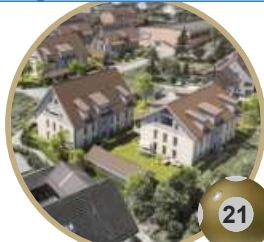
4.5 und 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.hofacker-bruetten.ch / +41 52 338 07 09



5.5 Zi. EFH, 3.5 - 5.5 Zi. Wohnungen
www.neufrohsinn.ch / +41 52 338 07 09



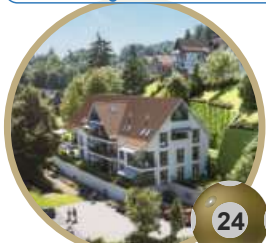
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.grastal.ch / +41 55 610 47 46



3.5 u. 4.5 Zi. Wohnungen
www.wohneigentum-rickenbach.ch
+41 55 610 47 46



3.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.nauengasse.ch / +41 52 338 07 09



Projektkündigungen

Projekte im Verkauf

Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

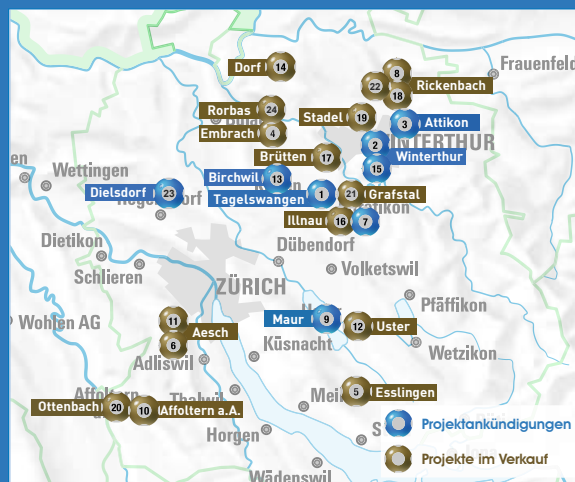
Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch +41 52 235 80 00

Noch nicht fündig geworden?
Projektankündigungen finden Sie unter
immobilienraum.info

LerchPartner. 



Heute schon app-to-date mit
unserer App Immobilienraum?



Stand November 2025

ZÜRICH - FRIBOURG - DAVOS
26. FEBRUAR - 7. MÄRZ 2026

Art on Ice

NOTHING BEATS LIVE

JAMES BAY - JESS GLYNNE
NOAH VERAGUTH - STRESS
STEFANIE HEINZMANN
WELTMEISTER UND EUROPAMEISTER



ARTONICE.COM



VOLVO

edelweiss

Bindella



MDH MARTY DESIGN HAUS

Livesystems
Reach your audience.

SCHWEIZER
ILLUSTRIERTE

Blick